

2802 = 25

Volkskunde von Baiern.

Für Schule und Haus

von

Friedrich Wenz.

II. Abteilung:

Ober-, Mittel- und Unterfranken.



München 1881.

Max Kellner's Buch- und Kunsthandlung.

Volkskunde von Baiern.

Für Schule und Haus

von

Friedrich Wenz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

II. Abteilung:

Ober-, Mittel- und Unterfranken.

München 1880.

Max Kellner's Buch- und Kunsthandlung.

V o r r e d e.

Der Vorwurf des allzu Gedrängten und Aphoristischen wird dieser zweiten Abteilung unserer Volkskunde vielleicht ebenso gemacht werden wie der ersten.

Allein wer die Fülle des Stoffes kennt und erwägt, wie schwer es oft ist, was zu nehmen und was wegzulassen sei, der wird milde und billig urtheilen. Unser Buch soll ja nur anregen und zum Weiterstudieren reizen.

Die Anlage ist der Bavaria entlehnt; nur haben wir der Entwicklungsgeschichte der Kunst die der Literatur folgen lassen, was bei der Bavaria nicht der Fall ist. Man wird das kaum tadeln dürfen. Soll die Volkskunde Baierns das geistige Leben seiner Volksstämme schildern, so muß sie auch die geistige Habe verzeichnen, die unsere Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte erworben haben. Warum die Werke der Kunst, nicht aber die Erzeugnisse der Literatur genannt werden sollen, ist uns unverständlich. Daß wir beide nur in kurzen Strichen bieten, hat man nicht gut geheißen. Allein die Volkskunde ist keine Kunst- und Literaturgeschichte. Sie erfüllt ihre Aufgabe, wenn sie die Entwicklung anzeigt und die hervorragenden Leistungen verzeichnet. Um die Fülle des Schönen und Großen zur Anschauung zu bringen, haben wir lieber auf gefällige Darstellung verzichtet und in gedrängtester Weise geschrieben.

Die Einteilung nach Kreisen resp. nach Volksstämmen hat das Mißliche, daß man sich nur schwer mancher Wiederholungen enthalten kann. Mögen solche bei uns sich finden, so darf dagegen geltend gemacht werden, daß jede Abteilung auch ein selbständiges Ganzes bildet.

Der Titel „für Schule und Haus“ ist allzu enge gefaßt worden. Man hat unter Schule vorzugsweise an die Volksschule gedacht. Das ist genau falsch. In der Volksschule mag der Lehrer gleichsam zur Dekorierung des Geschichts- und Geographie-Unterrichts das und jenes aus der Volkskunde erzählen, reiferen Schülern mag er das Buch auch wohl in die Hand geben, in beiden Fällen wird es sicher nicht ohne Gewinn sein. So sehr wir daher unser Buch allen Volksschullehrern zu segensvollem Gebrauche in und außer der Schule empfehlen möchten, so sehr und noch mehr gehört es für Mittelschulen.

„Die Schule trägt einen großen Teil der Schuld, daß der Deutsche nicht mehr deutsch ist.“ Dieser schwere Vorwurf ist gewis nicht ganz ungerechtfertigt, denn bis zur Stunde ist die Wissenschaft vom Volke ein Aschenbrödel in der Schule, obgleich gerade sie ein ganz besonderes Recht an die deutsche Jugend hat. Was hilft all das Gerede von Pflege und Übung der Vaterlandsliebe, wenn das Volksstudium nicht geübt wird? Ohne Kenntniss des Volkes keine Liebe zum Volk und zum Vaterland.

Gerade unsere humanistischen Anstalten, deren Schüler mit dem klassischen Altertum vorzugsweise bekannt gemacht werden, gerade sie sollten vaterländische Volkskunde ihren Zöglingen wenigstens zur Privatlektüre oder zum Privatstudium empfehlen.

Die Realschulen lehren Wissenschaften, die zumeist den Verstand üben; ihnen wäre als Korrektiv Volkskunde schon aus dem Grunde zu empfehlen, damit ihre Schüler auch etwas für Gemüt und Phantasie mitbekämen.

Auf den Lehrerbildungsanstalten verdiente die Volkskunde eine hervorragende Pflege. Die künftigen Volksschullehrer würden dadurch eingedenk werden, daß sie in Liebe und Lust mit dem Volke verkehrten und mithälften an guter Sitte und schönem Brauch zu erhalten, was zu erhalten ist.

„Es ist nicht weit her!“ Dieses deutsche Sprichwort ist ein

heilloses Wort. Wie drückt es so ganz unsere Selbstwegwerfung, unsere Selbstmißachtung aus. Nicht unsere Bauern und Kleinbürger handeln darnach, sondern der sogenannte gebildete, grundlose Pöbel. Das ist Borniertheit und ebenso erbärmlich, als wenn man äußern glänzenden Firnis innerer Tüchtigkeit vorzieht. Jugendschriften, die etwa vom Skalpierten und Tättowiren der Indianer ausführlichst erzählen und das Erzählte noch durch Folgen von Illustrationen deutlich machen, Schriften, die von Menschenfressern und andern Ungethümen berichten, gleichviel ob wahr, oder übertrieben, oder falsch, Schriften, die die jugendliche Phantasie auf's ausschweifendste erregen, das Ferne und die Fremde reizvoll, das Nahe und die Heimat schal und langweilig erscheinen lassen, die geben wir unsern Kindern zu lesen, ja wir freuen uns, wenn sie ja recht viel derlei Sachen lesen, wundern uns aber, wenn eines um das andere tagtäglich untauglicher zu tüchtiger Arbeit wird, oder wenn gar eines einmal ausreißt und heimatmüde bei den Indianern Lebensfreude holen will.

„Sieh, das Gute liegt so nah!“ Glauben wir doch dem alten Göthe und versenken wir uns in das Studium unsers deutschen Volkslebens, es bietet viel Schönes und Erfreuliches. Und wenn wir ja unsern Schülern von Römern und Griechen, von Chinesen und Buschmännern erzählen, so wollen wir sie doch ein und ein anderesmal in eine deutsche Bauernhütte führen und sehen lassen, wie's da aussieht und wie es da zugeht und wie und was die Leute drin denken und fühlen, wie sie arbeiten und wie sie sich freuen und womit sie sich unterhalten. Man sollte glauben, das verstände sich von selbst, allein „es ist eben nicht weit her.“

Hat auch die Schule bisher wenig oder nichts gethan, um so mehr ist geschehen und geschieht noch von Männern, die deutsches Wesen der Gegenwart wie der Vergangenheit erforschen. Die Zahl dieser Männer wird täglich größer und so hoffen wir, daß auch die Schule bald ihre Aufgabe erkennen wird. Denn je mehr unser

Volk sich wandelt, um so mehr thut es not, daß es sich bald selbst erkenne, um sich nicht selbst zu verlieren. Unser Volksleben gleicht dem Baum. Verdorren an ihm Äste und Zweige, gut, wenn er nur Kraft besitzt andere nachtreiben zu lassen, er erneuert sich und steht vielleicht nachher schöner und blühender da als vorher; wehe aber, wenn ein Ast nach dem andern verdorrt und es kommen nur dürftige oder gar keine Triebe nach, so ist seine Zeit dahin. Der Lebensbaum unsers Volkes ist schon öfters arg geschädigt worden und immer wieder hat er sich erholt. In neuerer Zeit hat man Schmarozerpflanzen erlaubt, sich an ihm hinaufzuranken. Sie wuchern allzu üppig, der Baum ist arg geschädigt; der Verlust an materiellen und idealen Gütern wird täglich größer. Es helfe, wer helfen kann, damit unser Volk stark und kräftig bleibe!

Jener Rektor zu Hof, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ein Buch über das Fichtelgebirg schrieb und sagte, daß das Gebirg „durch abergläubische Sagen entweiht werde“ und der es eine „Schande“ nannte, „jetzt noch dergleichen Albernheiten als heilige Geheimnisse auf Kind und Kindeskind fortzupflanzen oder gar darüber zu schreiben,“ wird wohl keine Gesinnungsgenossen mehr haben.

Unsere Arbeit hat uns in trüben Stunden und bei den kränklichsten Erfahrungen aufgerichtet und erquickt und hat alte Heimatsliebe fast zum Heimweh werden lassen. Möchte auch diese zweite Abteilung dazu beitragen, daß echte und innige Liebe zur Heimat und zu den idealen Gütern unsers Volkes geweckt und gemehrt würde, sein Zweck wäre erfüllt und unsere Mühe reichlich belohnt.

München, den 25. August 1880.

Der Verfasser.

Das Land als Grundlage des Volkslebens. *)

In Franken wie in Mitteldeutschland überhaupt fluktuierte das germanische Leben am gewaltigsten. Stamm um Stamm trat auf in wechselvoller Bewegung, gegenseitig sich verdrängend oder durchdringend. Wir finden hier auf kleinem Gebiete eine Reihe bestimmter abgeschlossener Charaktere. Aus historischen Gründen schon fehlt in Franken Einheit und Gleichstimmung wie solche Südbaiern aufzuweisen hat. Es ist deshalb nötig manches Geschichtliche mit in Erwägung zu ziehen.

Oberfranken hat innerhalb seiner Grenzen drei Gebirgsmassen: Fichtelgebirg, Frankenjura und Frankenwald. Das ist bedeutsam für den Ethnographen.

Westlich vom Fichtelgebirg ist das Baireuther Unterland, das Stromgebiet des roten Mains, nördlich die Thonschieferterrasse des baierischen Vogtlandes, vom weißen Main bis an die nördliche Grenze, östlich das Wunsiedler Land. Die Verschiedenheit der Eingeborenen dieser Gruppen gründet in uralten Stammesunterschieden. Schon im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung wohnte in dem abgeschlossenen Wunsiedler Land ein germanischer Volksstamm, die Marisker, während in den andern fränkischen Teilen Hermunduren hausten.

Im 4. Jahrhundert begann die Völkerwanderung. Welche Stämme über das Mariskerland hinzogen, kann nicht bestimmt werden; daß aber von allen Reste zurückblieben, mag anzunehmen berechtigt sein. Das Volk in der nördlichen Oberpfalz und dem östlichen Fichtelgebirgsvorlande trägt heute noch unverkennbar das Mischlingsgepräge an sich.

*) Bavaria III. u. IV. Band.

Im Vogtlande und bis an den fränkischen Landrücken hin bestand im 5. Jahrhundert ein festes Thüringer Reich. Die Verwandtschaft mit Thüringen ist jetzt noch erkennbar an Ortsnamen, in Sitten und Sprache. Der Dialekt, nahezu ohne Uebergang, trennt das Vogtland vom Wunsiedler Land.

Im 5. Jahrhundert dringt ein neues Volkselement von der Oberelbe gegen das Fichtelgebirg her, von da den Main entlang, bis an die Regnitz und Alsch, ja bis zur Wörnitz. Es sind das slavische Stämme. Nachdem die Macht der Thüringer durch die Franken gebrochen war, konnten die Slaven um so leichter vordringen. Verständnis im Ackerbau und in Gewinnung von Erz erleichtert ihre Ansässigmachung. Und so vollzog sich allmählich eine Mischung wendisch-germanischen Blutes, die im Nariskerland eine andere Färbung bekam als nördlich und westlich vom Fichtelgebirg. Die christlichen fränkischen Könige hielten es für ihre Aufgabe die heidnischen Wenden zum Christentum zu bekehren. Hierbei machten sie ihren Einfluß geltend über das ganze Baireuther Unterland und über das Vogtland, während das alte Nariskerland in Beziehung zu dem südlichen Baiuvarien stand.

Kaiser Heinrich II., der in der weltlichen Macht der Kirche eine Stütze gegen den übermütigen hohen Adel fand, begabte sein Bistum Bamberg mit dem größeren Teil des Rednitzgrundes und dem westlichen Vorlande des Fichtelgebirgs. Dem gegenüber entstand an der nordöstlichen Vorterrasse des Fichtelgebirgs, an der Saale und ihrem Nebenflüßchen, der Regnitz, ein Complex unmittelbar kaiserlicher, von Vögten verwalteter Besitzungen, daher der Name Vogtland.

Eine zweite größere Gebietsmasse von territorialer Selbstständigkeit bildete sich um die Herrschaft Plassenburg, im 12. Jahrhundert den Grafen von Meran, später den Burggrafen von Nürnberg gehörig. Ende des 14. Jahrhunderts erwarben diese das Vogtland und das Wunsiedler Gebiet und so entstand das Fürstentum Baireuth-Culmbach. Die Stetigkeit der Territorialverhältnisse gab mit der Zeit auch dem Volke ein einheitliches Gepräge. Mangel an raschem, lebhaften Verkehr, eifersüchtige Grenzüberwachung und Absperrung, Beschränktheit und Innerlichkeit des bürgerlichen Lebens, zahllose Zwangs- und Bannrechte machten

schließlich die politische zu einer ethnographischen Grenze. Dazu kam im 16. Jahrhundert noch die Scheidung durch die Reformation zwischen Baireuther und Bamberger Land.

Letzteres umfaßt den Frankenwald, die Main- und Regnitzebene und das oberfränkische Juragebiet. Die Bewohner dieser Gebiete, obgleich stammverwandt sind doch ethnographisch verschieden, was seinen Grund in den topischen Verhältnissen hat. Der Nordost zeigt die slavische Art besonders merklich in Tracht und Sitte. Doch treten die Verschiedenheiten dieser drei Partien zurück vor den Unterschieden zwischen Baireuther und Bamberger Land, zumal seit der confessionellen Scheidung.

Zwei geognostische Gebilde, Jura und Keuper, teilen die mittelfränkische Provinz in zwei ungleiche Hälften, eine größere nördliche und eine kleinere südliche. Die Grenze beider ist nahezu auch eine ethnographische. Sie geht von der Mündung der Sulzach in die Wörnitz um Hesselberg und Hahnenkamm, gegen Norden ausbeugend an die Altmühl, um die Weißenburger Jurabucht bis an die Südwestspitze des oberpfälzischen Kreises.

Zum Juraland gehören die Hochebenen und Thalungen der Eichstätter Alp. Sie erstreckt sich von Thalmässing an die Anlauterquellen herab an die bairisch-schwäbische Grenze zwischen Mörsheim und Solnhofen, in Sitte und Mundart an Altbaiern anfliegend; der westwärts gehende Jura von Bappenheim bis Wassertrüdingen zeigt fränkisches Wesen mit schwäbischen Elementen gemischt. Zu der frühern politischen Scheidung des östlichen und westlichen Juragebietes kam dann noch die confessionelle. Doch macht das „Bergland“ hier wie dort seine Wirkung auf die Bewohner in geistiger und körperlicher Beziehung geltend. Die Weißenburger Jurabucht und das flache Vorland nach Gunzenhausen vermittelt die Juragruppe gegen das Keupergebiet.

Die Hügelregion dieses Gebietes südlich der fränkischen Rezat verflacht sich an der Rednitz-Regnitz zu einem ausgedehnten Tafelland, durchschnitten von einer Reihe kleiner Flüßchen. Der fränkische Landrücken ist die westliche Grenze dieser Region. Von der Wörnitzquelle geht sie ostwärts über die Tauber. Zwischen Tauber und Alz heißt die flache Niederung das Uffenheimer Gau. Von Windsheim an wird das Land wieder hügelig und bildet die

Vorberge des Steigerwaldes Dieser ist die nördlichste Spitze der Provinz. Rechts der Regnitz ist die von Oberfranken und Oberpfalz umschlossene Bucht, das Flußgebiet der Regnitz. Diese topographische Gliederung des Nordteils der Provinz gibt die Grundlage der ethnographischen. Der fränkische Landrücken sendet sein Wasser nieder zur Donau. Der Keuperrücken am linken Altmühlufer scheidet das Donau- und Maingebiet. Die Leute hüben und drüben sind verschieden. An der fränkischen Rezat und am linken Rednitzufer sitzt der spezifische Mittelfranke. Der Ansbacher ist sein Prototyp. Auf der Frankenhöhe macht sich schwäbische Art geltend. Ein Strich Landes mit kennbar schwäbischer Bevölkerung zieht um das fränkische Mittelland, von Rothenburg nach Dinkelsbühl, Wassertrüdingen an die schwäbische Rezat, deren Name schon davon Zeugnis ablegt.

Der Uffenheimer Gau, dessen Boden Muschelfalk ohne Keuperüberlagerung enthält, zeigt wie in der Bodenbeschaffenheit, so in Sitten und Sprache des Bewohners unterfränkische Nachbarschaft. Der Windsheimer Gauländer leidet unter dem Einfluß seiner Moor- und Gipslager. Hier kommt häufig Kropf und Kretinismus vor. Links von der Aisch macht sich der Uebergang zum Steigerwald merkbar. Es ist der Unterschied zwischen rauher Bergluft und der Milde des Flachlands. Wenn unten schon die Stoppeln stehen, wogen oben noch die Getreidefelder. Dorf und Gehöfte, Land und Leute sind hier oben anders als unten in der Niederung. Allerdings kommen zu den lokalen Ursachen auch noch der Unterschied der Confessionen und die Jahrhundert lange politische Getrenntheit. An der Aisch, Aurach und Zenn über die Regnitz in das Nürnberger Gebiet, an der Regnitz und Schwarzach aufwärts begegnet uns manch Sonderliches in Tracht und Sitten des Volkes. Hier ist die terra Slavorum. Fränkische und bairische Elemente mit slavischen verbunden, bilden jene Volkseigentümlichkeit, deren Prototyp der Nürnberger ist.

Mittelfranken ist reich an Schattierungen und Uebergängen in seiner Bodenbeschaffenheit und seiner Volksart.

Bei Unterfranken unterscheiden wir zunächst die Mittelmaingruppe, ostwärts durch den Steigerwald und über dem Main drüben durch die Haßberge abgeschlossen. Diese waldreichen Höhen

umgeben in gewaltigem Halbbogen das flache Binnenland. Auch hier tritt der Gegensatz zwischen Bergland und Ebene sehr entschieden hervor. Westwärts des Steigerwalds bildet sich die Ebene des Gerolzhofer Gaues, westwärts der Haßberge der Hofheimer Gau aus. Beide gehören dem Keupergebilde an. Das eigentliche Herzland dieses Gebietes, der Ochsenfurter und Schweinfurter Gau, dagegen hat Muschelkalkboden.

Die Gruppe des Rhönlandes reicht von der Saale und Schondra bis zur nördlichsten Spitze. Das Bergland bildet die lange, kuppenreiche und waldige Rhön und das selbständige Massengebirge des Kreuzberges. Daran reihen sich die verflachenden Uebergänge in die Haßberge und in den Spessart. Das eigentliche Tafelland ist das Königshofer Grabfeld.

Die dritte Gruppe ist die des Spessarts. Die westliche Mainkrümmung umschließt den Hochspessart, ein waldreiches Bergland bis Orb. Gegensatz hiezu ist der sanftwellige Vorspessart an der Mischaff und der weite Thalgrund der Kahl. Schon die Physiognomie des Volkes läßt hier den Einfluß topischer und damit zusammenhängend wirtschaftlicher Verhältnisse gegenüber der des Hochlandes erkennen. Der Hinterspessart — das Flußgebiet der Jossa, das Bergland zwischen Kinzig und Sinn — bildet geologisch wie ethnographisch das Mittelglied zwischen Spessart und Rhön.

Fassen wir kurz die ethnographischen Momente zusammen. In der Mittelmain- und der Rhöngruppe treffen wir ostfränkisches Volkselement, am Spessart und seinen Vorlanden westfränkisches. Das kleine bairische Gebiet des Odenwaldes am linken Mainufer von der Erf bis zur Gersprenz zeigt in seinem Bewohner alemanischen Typus. Die natürlichen Marken, wie sie Berg und Strom gezogen, bildeten und bilden noch die Haltpunkte in der Bewegung germanischer Volkschaften.

Geschichts- und Kunstdenkmäler.

Vorrömische Zeit.

In die fruchtbare Gegend am Main und seinen Nebenflüssen wanderte lange vor den Römern, der Donau und dem Rhein folgend, ein Volk aus Asien ein. Trefflichen Grasswuchs besaßen die Gebiete der Nid, Kahl, Kinzig, Mümling u. a.; ausgezeichnete Buchenwälder schmückten das Kinzigthal; Kiefertannen und Eichen waren im Speffart heimisch. Doch mehr als Boden und Grasswuchs lockten die reichen Salzquellen an, wie sie an der Kinzig und am Fuße des Speffart bei Soden sich finden. Aus dem Dunkel der Wälder blickte der Bäche Spiegel und an den Ufern des Mains wechselten Wiesengründe mit Hochwaldungen und niederem Gehölze. Angebaute Stellen lagen mitten innen. Ernst, erhaben und still zeigte sich die Landschaft, in der der Märker, so hieß der Bewohner, als Jäger seines Geschäftes waltete, auf deren Wiesen seine Heerden zerstreut weideten.

Wenn Tacitus sagt: Wer wollte Asien, oder Afrika oder Italien verlassen und nach Germanien ziehen, jenem häßlichen Land, jenem rauhen Klima, jener traurigen Natur, traurig als Wohnort und als Gegend für jeden, dem es nicht Vaterland ist, *) so ist dies sicher Uebertreibung, auf das Maingebiet gewis nicht anwendbar. Angebaute fruchtbare Stellen fanden die römischen Kolonisten schon vor. Das ganze Gebiet war in Marken abgeteilt. Man mag daraus ersehen, wie man den Boden achtete, der politisch abgegrenzt, seine Eigentümer hatte. Sinn und Achtung für Eigentum führt zu dessen Benutzung und lehrt Kultur.

Die Hütten der Märker lagen zerstreut am Main und seinen Nebenflüssen. Im 3. Jahrhundert wohnten die Deutschen noch in dichten Wäldern unter schlechten, aus zusammengefüigten Baumästen und andern Holz verfertigten Hütten. Mauersteine und Ziegel waren ursprünglich nicht im Gebrauch. Nur einige Stellen des Holzbaues bestrich man sorgfältig mit einer Erdart, die so rein und glänzend war, daß die angestrichenen Stellen wie gemalt aus-

*) Taciti Germania: Quis Asia aut Africa aut Italia relictæ Germaniam peteret, informeam terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi si patria sit.

sahen. Diese altgermanischen Holzhäuser sind die Vorläufer der echt nationalen Wohnhäuser späterer Zeit, die festhielten am Holz, es aber künstlerisch zu verbinden und zu schmücken verstanden und die sich in Altbaiern bis jetzt erhalten haben.

Der römische Geschichtschreiber Herodianus schreibt von der Behausung der alten Deutschen, daß bei den Deutschen selten Steinbauten zu finden seien, sondern daß sie viel lieber in dichten Wäldern aus Holz eine Art Hütten bauen.**) Ja 235 noch hat Julianus die Alemannen in eben solchen elenden Hütten gefunden, die Ammianus Marcellinus, ein Geschichtschreiber selbiger Zeit ausdrücklich *sepimenta fragilium penatium* nennt.

Und so einfach des Germanen Wohnstätte im Leben war, so einfach war auch seine Ruhestätte im Tode. In der Regel waren es nur Rasen, die man über das Grab breitete.

Die religiöse Weltanschauung der heidnischen Deutschen, ihre Einfachheit in Sitte und Lebensweise, ihr Wohnen in gesonderten Höfen war dem Erblühen der bildenden Künste nicht günstig. Während bei anderen Völkern sich die Religion als Mutter der Künste erwies, finden wir hier beinahe die entgegengesetzte Erscheinung. Der Germane bedurfte — wenigstens in frühester Zeit — keines Tempels, keiner Götterbilder, er verehrte seine Gottheiten ohne Vermittlung des sinnlichen Bildes.

Die ersten Kunstübungen in der Urzeit wurden an den Schilden gemacht. Der Schild, der köstlichste Schmuck des kriegerischen Germanen, hat die ersten Versuche der Malerei in Deutschland hervorgerufen und blieb lange Zeit ein Hauptgegenstand der Malerthätigkeit, weshalb die Meister dieser Kunst weit herein ins Mittelalter Schilderer hießen.

Deutsche Literaturanfänge.**)

Die Macht im Wort ist keinem Volke unbekannt. Segen und Fluch sind uralte. Wirksam sind beide nur, wenn sie in gebundene, feierliche Worte gefaßt sind. Alle Kraft der Rede,

*) Herodianus: Rara enim apud Germanos structura e lapide ac lateribus coctilibus densisque potius silvis, quorum confixis, coagmentatisque lignis, quaedam quasi tabernacula aedificant.

**) Jakob Grimm, deutsche Mythologie; Gödese, Mittelalter S. 241.

deren sich Priester, Ärzte und Zauberer bedienen, hängt mit den Formen der Poesie zusammen. Und so haben wir Lied und Gesang und damit die Anfänge der Poesie.

Lautes Beschreien, Berufen und Fluchen gilt zwar auch, in der Regel aber wird Segen und Fluch in leiser, lispelnder und flüsternder Rede gethan. Dafür spricht ein echtes altes Wort, das gothische *runa*, welches meist so viel als *μυστήριον*, oder auch *συμβούλιον* bedeutet. Ursprünglich ist es das leise, feierlich Gesprochene, später dann auch Geheimnis. Dem geheimen Worte entsprach geheime Schrift. Die Franken kennen frühe schon *rûna* (litera), ahd. *rûna* (Mysterium). Der um 568 unter den Franken lebende Bischof Venantius Fortunatus wußte von einer *barbara runa*.*)

Das althochd. Verbum *rûnen*, mittelhochd. *rûnen*, neuhochd. *raunen* hat die Urbedeutung des geheimen Flüsterns nicht verloren. Daraus erklärt sich auch, warum die germanische weiße Frau *Aliruna* heißt, weil sie in geheimen, dem gewöhnlichen Volke unverständlichen Worten redete, zugleich der Schrift und des Zaubers kundig war. *Ali* bedeutet so viel als anders, fremd, dient demnach nur zur Verstärkung. Das Altertum hat eine Menge Runen. Man malte, rißte oder schnitt sie auf Steine oder Holz, daher der Name Runensteine, Runstäbe. Die althochd. Namen *hahalrûna*, *isrûna*, *lagorûna* sind nach den Buchstaben *hahal*, *is* und *lago* genannt; *hellirûna* bedeutet Todesrunen und bezieht sich auf *Halja*, *Helle*; *holzrûna* geht auf die Waldfrau nicht ohne die Nebenvorstellung des Klagens und Flüsterns. Die althochd. Frauennamen *Kundrûn*, *Hiltirûn*, *Sigirûn*, *Fridurûn* sind walfürisch. Für den Erfinder der Runen gilt *Wuotan*, nordisch *Odin* genannt. Ihm ist die höchste Gewalt der Worte eigen.

Lieder und Runen vermögen die größten Dinge. Sie können töten und vom Tode erwecken, heilen und krank machen, Wunden binden, Blut stillen, Schmerzen mildern, Schlaf erregen, Feuer löschen, Meeresturm jänsstigen u. s. w. Diese Wunder sind alle im Wesen der Dichtkunst gelegen.

Jene *hellirûna*, Todesrunen, stellt sich in den Liedern dar, die

*) Schmeller II. Sp. 107.

nach heidnischem Brauch auf Totenhügeln und Gräbern ausgesprochen wurden, damit ein Toter Rede stehe oder etwas herausgebe. Die Runen auf Gräbern fügen zuweilen am Schluß noch einen Fluch gegen den bei, der den Stein abwälze oder forttrage.

Götter und Dämonen konnten Wind und Sturm erregen durch ihre Macht; Zauberer taten es durch Lieder.

Die ältesten schönsten Segen gehen in Gebete über, welche bei Opfern gesprochen wurden. Es gibt allerlei Segen, die einfachsten sind im Hirtenleben aufzusuchen. Der folgende Hirtenseggen aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts verrät weit ältern Ursprung: ich treip heut aus in unser lieben frauen haus, in Abrahams garten, der lieber herr sant Mertein, der sol heut meines vihes pflegen und warten, und der lieber herr sant Wolfgang, der lieb herr sant Peter, der hat den himelischen slussel, die versperrent dem wolf und der vohin irn drussel, dass sie weder plut lassen noch bein schroten. des helf mir der man, der chain ubel nie hat getan und die heiligen V wunden behüten mein vih vor allen holzhunden.

— Die Holzhunde sind Wotans Waldhunde.

Häufig beginnen die Segen mit etwas Erzählendem; eine Handlung wird vorangestellt, aus welcher sich dann die Kraft der Hilfe ableitet und dabei haften vorzüglich heidnische Wesen. Wenn z. B. ein Spruch beginnt:

sprach Jungfrau Hille

blut stand stille,

so erkennt man sogleich die alte Walküre Hilda, die Blut vergießen und wieder zum Stillstand bringen kann. Geht aber ein Spruch an: Maria ging über Land, Christus ging über Land, oder heißt es in einem Spruch gegen den Fingermurm: Gott fährt zu acker, ackert fein wacker, ackert alle wärme heraus, der eine war weiss, der andere schwarz, der dritte rot; hier liegen alle wärme tot! so ist klar, daß solche Formeln nicht in der christlichen Zeit entspringen konnten, sondern daß sie mit eingeschalteten heiligen Namen fortbauerten. So tritt Christus an Wotans Platz.

Weil runen auf Bast geschrieben wurden, so hat das Altertum auch runen gekannt, die den Bast vom Holze lösten. Bau-

berlieder vermögen das Kind aus der Mutter Schoß, die Rinde vom Bast zu lösen. Bei unsern Hirtenbuben haben sich fast durch ganz Deutschland Reime erhalten, die sie einen Weidenast auf dem Knie oder mit dem Messerstiel klopfend taktmäßig singen, um den Bast zur Pfeife unverlezt abzutrennen.

Im Böhmerwald wird der Weiden- oder Erlenzweig so beschworen:

Pföfflerl gei owa, sist schloga dö owa, lei's rintl o drahdö öz, heargotl pföyds!

(Pfeisl' geh' runter, sonst schlag ich dich runter, lieb's Rindl' o dreh dich jezt, Herrgottl b'hüt's.)

Der Gehalt der Segen ist oft hochpoetisch und altertümlich.*)

Werke altrömischer Zeit.**)

Drusus war der erste römische Feldherr, der die Franken-Gegend sah. Vom Rhein her drang er Main aufwärts, legte an geeigneten Stellen seine Landwehren an und trieb die Einwohner-schaft immer weiter zurück. Ihm wie allen römischen Feldherren diente der Lauf der Flüsse als Weg zu seinen Eroberungen. Doch nur einen Teil Frankens brachten die Römer unter ihre Botmäßigkeit. Zum ruhigen Besitz aber kamen sie nie. So waren sie genötigt zur Sicherung der Grenze zahlreiche befestigte Lager, Verschanzungen und Schutztürme anzulegen. Die Spuren solcher Castelle finden wir in der Nähe der Heerstraßen und längs den Ufern des Mains, der Kinzig, der Altmühl &c. Sie wurden bald Mittelpunkte von Niederlassungen und gaben vielen Flecken und Dörfern ihren Ursprung. Ja viele deutsche Städte verdanken ihre Ent-

*) S. den Abschnitt von Krankheit und Tod.

**) Döderlein Johann Alex. Schediasma historicum Imp. P. Ael. Adriani et M. Aur., Probi Vallum et Murum, vulgo die Pfahl-Hecke &c. Norimb. 1723.

2. Hanfmann Chr. Beweis, wie weit der Römer Macht eingedrungen. Schwäb. Hall. 1768 und 1773.

3. Dr. Steiner. Geschichte des Maingebiets und Speßarts unter den Römern. Darmstadt 1834.

4. Dr. J. v. Hefner, Das römische Baiern. München 1842.

5. Volk G., Chronik der Stadt Weissenburg im Nordgau. Weissenburg 1835.

6. Rugler, Das Altmühltal. Ingolstadt 1868.

stehung dem langen Aufenthalt dieser oder jener Legion. Schöpflin*) in Alsat. illustr. Tom I. sagt: „Eine Legion hielt sich oft viele Jahre hindurch an ein und demselben Orte auf; günstig für den Handel, wurden verschiedene Handwerksleute von solchen Standorten angelockt, daß sie daselbst wohnten, aus welcher Wechselwirkung zwischen den Wohnstätten und Standlagern befestigte Orte, Städte am Rhein und an der Donau im Laufe der Zeit entstanden sind.“ Wir werden einige kennen lernen.

Unter den Verschanzungen ist besonders der Donaulimes zu erwähnen. Der Limes Danubianus zog sich von Kelheim nach Nordwest über den Nordgau unweit der ehemaligen Reichsstadt Weißenburg hin nach Gunzenhausen, über die Altmühl bis Dinkelsbühl und weiter nach Württemberg. Hadrian (117—138) verstärkte die von Trajan (98—117) auf dem linken Donauufer errichteten Castelle und fügte einen fortlaufenden mit Pallisaden und Verhauen stark befestigten Graben zu. Kaiser Probus (276—282) ist wahrscheinlich der Erbauer des Pfahlrankens oder der Teufelsmauer. Diese Mauer, obgleich ohne Mörtel gebaut, gewährte starken Schutz. Von Strecke zu Strecke war sie mit Thürmen, Hochwarten, Lagern, Blockhäusern und Zelten befestigt, ein Riesenwerk, dem an Großartigkeit nichts in Europa gleichkam. Kein Hindernis der Natur konnte es hemmen, es ging durch Flüsse und Sümpfe, die steilsten Berge hinan, in tiefe Täler hinab, durch Schluchten und dichte Wälder. Der Name dieses Werkes ist bei den Bewohnern des Landes bis auf unsere Tage erhalten geblieben, nämlich Pfahl, Pfahlranken, Pfahlhecke, Pfahlrain. Das abergläubische Volk heißt es Teufelsmauer.

Der Pfahlranken hatte aber ganz nahe hinter sich wichtige Stützpunkte. Hier waren die massiven, felsenfesten viereckigen Türme, die wir heute noch bewundern. Ein solcher Turm war gewöhnlich 84 römische Fuß hoch, 42' breit und 8—9' dick. In der halben Höhe war der Eingang, der durch zwei eiserne Thüren

*) Schöpflin in Alsat illustr. sagt: Una saepe legio plurimos per annos in eodem substitit loco, opportuno commerciis, unde varii opifices ad stationes illas invitati sunt, ut inibi habitarent: ex quibus habitaculis et stationibus vici, oppida, urbes ad Rhenum, Danubiumque, temporis successu, sunt ortae.

verschlossen wurde. Nur durch Strickleitern oder Zugwerk konnte man hinauf gelangen. Um die Türme reiheten sich verschiedene Gebäude, die theils für die Zwecke der Besatzungen gehörten, theils von Gewerbs- und Handwerksleuten und von Feldbauern bewohnt wurden. Das Ganze war mit einer Schutzmauer umgeben und bildete zusammen das kleine Kastell, die Burg. Noch aufrecht stehende Römertürme begegnen uns im Altmühlthal zu Pappenheim, Ripsenberg, Hirschberg, Rassenfels, Brunn u. s. w.

Das größte Bollwerk römischer Kriegseinrichtung finden wir auf dem Michelsberg. Es verbreitete sich nicht nur über die Hochfläche desselben, sondern stand auch durch eine Brücke mit den Befestigungen von Valentia (Weltenburg) in Verbindung: es streckte seine Wälle, Gräben und Schanzen zur Donau und Altmühl hinab über den Raum des heutigen Kelheim. Das Ganze hieß Arto-briga.

Von Weissenburg, südlich am Fuße der Wülzburg, zieht sich eine Bergeintiefung in den Saum des Waldes hinein, in welcher bedeutende Mauerwerke und Gräben sich weit herum verbreiten und von dem einstigen Dasein wichtiger Befestigungen zeugen. Daß hier das Buricianis der Tabula Peutingeriana stand, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Dazu gehörte natürlich auch Wülzburg. Alles spricht dafür, daß Buricianis der Mittelpunkt einer großen römischen Anpflanzung war, welche die fruchtbare Gegend bebaute. In Emmezheim scheint eine wohlverschanzte große Filiale der Hauptkolonie gewesen zu sein. Gegen Süden hin, nördlich von Dietfurt, stand, wie aus den weit verbreiteten Ruinen zu schließen ist, gleichfalls eine ansehnliche Kolonialstadt, welche mit den Kastellen von Pappenheim und Treuchtlingen in Verbindung stand.

Eine bekannte militärische Niederlassung der Maingegend ist das Castell Ascapha, nach einer Steininschrift von 69 nach Chr. das älteste des Mains.

Zur Verbindung der Provinzen, für die Heereszüge wie für den Handel machten sie Verkehrsstraßen. Die Hauptstraßen waren breit, mit festem Unterbau versehen und an manchen Strecken gepflastert. Meilensteine zeigten die Entfernungen an, Hermeskreuze

dienten als Wegweiser. An verschiedenen Stellen waren eigene Steine zum Besteigen der Pferde. Brücken gab es in großer Zahl. Hermesse sind gefunden worden in Berolzheim, Schambach und Pappenheim. Von Regensburg ging eine Straße in schnurgerader Richtung bis Ettling, von da nach Rösching, von wo sie eine Wendung nach Nordwest machte und eine gerade $5\frac{1}{2}$ Stunden lange Linie bis Pfünz beschreibt, von da wieder $5\frac{1}{2}$ Stunden in gerader Linie bis Buricianis und nach Nordwest sich hinzog.

Von dem Leben und Treiben der Römer sich ein Bild zu gestalten ist nicht schwer. Zur Bewachung der Grenze wurden von Hadrian, den Antoninen, von Alexander Severus, vorzüglich von Diokletian und Probus gediente Soldaten verwendet. Sie erhielten Landstrecken, Vieh, Ackergeräte und Sklaven für sich und ihre männlichen Nachkommen als Eigentum mit der Bedingung, daß sie und ihre Nachkommen die Pflicht der Grenzhut üben sollten. Da sie also für Weib und Kind, für Haus und Hof kämpfen mußten, so war die Grenzhut in besten Händen. Das Land glich einem großen Feldlager. Die besetzten Städte und Lager hatten zudem zahlreiche Besatzungen von Cohorten und Reiterhaaren, von welchen kleinere Abteilungen in die Kastelle verlegt waren. In den Städten wohnten neben dem Militär Gewerbsleute, Kaufleute und Künstler. Das Land umher war teils von eingewanderten Römern, teils von deutschen Familien angebaut. Unter des Römers Händen erhob sich das Land sehr rasch. Schon unter Augustus, da kaum die ersten Anlagen gemacht waren, sah das Land wie ungeändert aus. Florus sagt: (IV, 2) *ea denique pax in Germania erat, ut mutati homines, alia terra, coelum ipsum mitius molliusque solito videretur.* Im 4. Jahrhundert fand es Ammianus Marcellinus in sehr gutem Zustand: zahlreiche Dörfer lagen am Main, der Ackerbau gedieh rasch. Auf einem Denkmal zu Aschaffenburg sieht man der Ceres Bild. Die Römergräber bei Eschau und Haimhausen, Dieburg und Seligenstadt, bezeugen es deutlich, daß diese Gegend von Ackerbau treibenden Veteranen bewohnt war. Jagdlustige Römer pflegten des Waidwerks in den Hochwäldungen des Spessarts, Odenwalds und der Altmühlalp. Dianens Altäre findet man zu Aschaffenburg, Seligenstadt u. a.

Der Handelsverkehr belebte allenthalben das Frankenland. Die nördlich und östlich wohnenden Hermunduren reisten auf der Hochstrasse des Spessarts und brachten Salz von den Quellen der Saale und Kinzig auf dem Rücken der Lasttiere. Der Handelsort Menosgaden, wo die Kaufläden der Hermunduren aufgeschlagen waren, unterhielt lebhaften Verkehr zwischen diesen und den Römern. Künstler und Handwerker fanden Beschäftigung für den Kultus, für das öffentliche und private Leben. Zeugnis dessen sind die schönen Tempelsäulen bei Miltenberg und Bürgstadt, die Bildnisse der Gladiatoren auf einer Hautrelieffsteintafel zu Großheubach, der von Zimmerleuten dem Sylvan gewidmete Altar zu Trennfurt und die Brennöfen zu Dieburg.

Schiffart belebte den Main und die Donau. Neptuns Altäre fand man zu Großkrohenburg und Trennfurt.

Roms Luxus und feinere Sitten, seine Pracht und Bequemlichkeit wirkten auf die Ureinwohner mildernd, ihre Sittlichkeit zerstörend. Es war Politik des römischen Senats die naturkräftigen Völker zu verweichlichen und zu entnerven, um leichter über sie zu herrschen. Wie die Römer früher griechischen und ägyptischen Kultus mit dem ihren vermengten, so nahmen sie jetzt die Verehrung germanischer Gottheiten auf. Von ihrer Götterverehrung zeigt das Dasein geheiligter Tempel und Gelübdesteine. So lautet z. B. die Inschrift an einer Ara: Dem Jupiter als Optimus Maximus zwei Aren von Aurelius Firminus, Centurio der 22. Legion, der erst gebildeten, guten, getreuen in Aschaffenburg. Eine Ara von Jul. Viator wurde am Steinbrunnen bei Pappenheim gefunden. Altäre sind ferner in Rassenfels, in Pfünz, in Emekheim und Weißenburg aufgefunden worden. J. v. Hefner zählt 95 Aren in Baiern auf.

Denk- und Grabsteine kommen vor z. B. in Treuchtlingen am Portale des Schlosses, einer mit der Aufschrift: „Sabineus Sabinus, Befehlshaber der aurelischen Truppen, seiner Gattin“; dem Vicius, Verpflegungsbeamten, von einem Unbekannten, in Weißenburg; der Sicconia Paulina ihr Gatte Alius Decius in Emekheim u. v. a.

Von römischen Gebäuden hat sich eine bedeutende Menge von Grundmauern und Souterrains erhalten. Ihre Aufdeckung hat

uns mit der römischen Kolonialbaukunst, mit der Einteilung und dem Zweck der Gemächer, mit der bunten Wandbekleidung, mit den schönen Estrich und Mosaikfußböden, mit der zweckmäßigen Wärmeleitung und der üppigen Badeeinrichtung bekannt gemacht. Ein Mosaikboden, der zu den schönsten und großartigsten aller bisher gefundenen gehört, ist der Westerhofener, im Jahre 1856 entdeckt. Er nimmt einen Raum von 71qm ein und ist jetzt im National-Museum zu München.

Anticaglien aus Metall, Stein und Thon, und zwar Götterbilder, Botive, Waffen, Schmuckgeräte, Lampen, Urnen, Geschirre sind in reichhaltiger Menge auf uns gekommen. Betrachtet man an den Ueberresten der Töpferwerkstätten die Köpfe der menschlichen Figuren, so ist man geneigt sie für Portraite Verstorbener zu halten, wie dies wohl bei den meisten in Gräbern gefundenen Büsten der Fall sein mag. Daß nicht nur die Römer, sondern auch die Deutschen den Gebrauch gehabt haben ihre Toten, sonderlich was angesehene Personen unter ihnen gewesen sind, mit gewissen Ceremonien zu verbrennen und hernach ihre Asche in besonders dazu gemachten Töpfen zu verwahren, auch einen tumulum darüber aufzurichten, beweist Tacitus;*) er schreibt de mor. Germ.: „Beim Leichenbegängnis kein eitler Prunk; nur das verlangt die Sitte, die Leichen bedeutender Männer mit einer bestimmten Holzart zu verbrennen. Auf dem Scheiterhaufen kein Teppich, kein Rauchwerk; nur seine Waffen wirft man dem Toten mit ins Feuer, manchem auch sein Roß. Das Grabmal bildet ein Rasenhügel; die Ehre eines hohen mühsamen Denkmals verschmähen sie als eine Last, die den Toten drücke.“

Die Lampen für Tempel, Hauswesen und Gräber haben anspruchslose, einfache Form. Sinniger Bilderschmuck an ihnen spricht für den Geschmack und die Kunstfertigkeit der Thonbildner. Die auf den mannigfaltigen Geschirren angebrachten Bilder zeigen theils menschliche und tierische Gestalten, theils arabeskenartigen Bilderschmuck. Fassen wir alles zusammen, was kundige und un-

*) Funerum nulla ambitio. Id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis cumentur. Struem rogi nec vestibus, nec odoribus cumulant. Sua cuique arma, quorundam igni et equus adjicitur. Sepulcrum caespes erigit. Monumentorum arduum et operosum honorem, ut gravem defunctis, aspernantur.

ermüdlüche Römer während eines Zeitraumes von 350 Jahren im Frankenland geschaffen haben, so müssen wir sagen, es ist groß und schön gewesen.

Die vorkarolingische Kunst.*)

Die Völkerwanderung begann Ende des 4. Jahrhunderts. Die Provinzen des heutigen Baiern wurden stark heimgesucht. Durch sie fluteten die Völkermengen ohne Unterlaß; daher Verwüstung allenthalben. Als Mitte des 6. Jahrhunderts die Völkerwanderung ihr Ende erreicht hatte, erwuchsen auf den Trümmern des Römerreiches neue Reiche. Damals wurde das heutige Baiern von seinen jetzigen Volksstämmen in Besitz genommen. Das ganze Land südlich vom Thüringerwald hieß vom 8. Jahrhundert an Ostfranken. Die wichtigste Umgestaltung unseres altdeutschen Volkslebens brachte das Christentum und damit eröffnete sich eine neue Zukunft geistigen Lebens in Religion, Sitte, Wissenschaft und Kunst. Das vorwiegende Gemüthsleben der Deutschen, ihre reineren Sitten, Anflänge ihrer bisherigen Religion an christliche Wahrheiten ließen die Umgestaltung, wenn auch eine allmähliche, doch eine tiefe und nachhaltige werden.

Die Glaubensboten, die aus Westfranken und Irland kamen, waren zugleich auch Pfleger der Kunst. Auf der Burg zu Würzburg entstand eine Marienkapelle, ein Rundbau, der 706 eingeweiht wurde. Ganz besonders verbreitete der hl. Bonifacius und seine Gefährten in Franken christliche Kultur. Mehrere Klöster verdanken ihm ihren Ursprung, so Neustadt am Main, Schwarzach, Amorbach, Kitzingen, Ochsenfurt. Für den Nordgau stiftete er das Bistum Eichstätt. Willibald, sein Nefse war daselbst Bischof 745. In Heidenheim erstand ein Kloster, dem Willibalds Schwester Waldburga bis 779 vorstand. In allen größern Klöstern waren Bauverständige, Bildhauer, Maler und Handwerker.

Die Mehrzahl der Bauten war von Holz, doch kommen schon Steinbauten vor. Die Form war die der römischen Basiliken und zwar in beiden Arten, der oblongen und runden; letztere wurde besonders bei Kapellen, erstere bei Kirchen angewendet. Auch

*) Dr. J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Baiern.

Krypten unter dem Chor kommen schon vor. Von allen diesen Bauten hat sich nichts erhalten.

Von Profanbauten läßt die Salzburg bei Neustadt an der Saale, wahrscheinlich von Karl Martell erbaut, die alte Anlage und die fränkische Ringmauer erkennen.

Was die Plastik betrifft, so lesen wir, daß Bischof Gerach II. von Eichstätt († 781) seine Kirche verschönert habe, indem er den Altar mit Goldblech überziehen, einen großen goldenen Becher verfertigen und das Evangelienbuch mit kostbaren Metallen und Steinen verzieren ließ. — Von einer selbständigen Kunstübung war keine Rede.

Sang und Sage und die Anfänge christlich-deutscher Literatur.

Nach wilder Wanderlust und roher Kampfesgier trat Ruhe ein und mit mächtiger Stimme ward der Friede Gottes den deutschen Völkerscharen verkündet. Je mehr diese Friedensbotschaft Wurzeln faßte, um so mehr verstummte der Gesang von Göttern, von Wuotan, von Donar, und Ziu, um so mehr traten gefeierte Helden auf den Schauplatz der Sage und des Gesanges. Der gefeiertste war der der fränkischen Sage angehörnde Sigfried. Von ihm, wie von Dietrich von Bern, von Gunther und seinen Brüdern, von ihren Thaten und Schicksalen gingen, wie wir aus zahlreichen Zeugnissen wissen, während des 6. 7. und 8. Jahrhunderts kräftige, klangreiche Lieder von Mund zu Mund. In den Sälen der Könige und in den Hallen, wo die Helden saßen, wurden diese gesungen. Aber auch dieser Heldengesang in seiner altdeutschen Form, der Alliteration, war dem Christentum je länger je mehr ein Aergernis und mußte beides allmählich verschwinden.

Und wie die Glaubensprediger an Stelle altdeutscher heiliger Haine Gotteshäuser erbauten, so bildeten sie nach und nach auch eine christlich-deutsche Poesie und Literatur aus. Ein besonderer Bestandteil der altdeutschen Literatur sind die kleinen Stücke, welche bei der Befestigung, der Taufe und Unterweisung im Christentum zur Anwendung kamen. Der hl. Bonifatius verordnete, daß bei der Taufe die Landessprache gebraucht werde, damit man wisse, wem man entsage und was man bekenne, der Priester solle die Mundart

der Täuflinge sprechen können, weder Frauen noch Männer sollen Kinder aus der Taufe heben, wenn sie nicht das apostolische Symbol und das Vaterunser auswendig wissen. Die Taufpaten werden ermahnt, ihre Taufpaten im Glauben zu unterrichten. Die Predigt geschah in der Landessprache; zu diesem Behuf wurden Uebersetzungen in diese aus Kirchenvätern und aus der Bibel bewerkstelligt. Von großer Sprachgewandtheit zeugt die Uebersetzung des Isidorischen Traktats *de nativitate domini*. Der Uebersetzer ist ein Franke.

Die Kunst der Karolinger Zeit.

Karl des Großen gewaltiges Reich durchwehte christlicher Geist. Alle Künste waren thätig, um das Christentum dem Volke nahe zu bringen. Die Tradition kennt viele Klöster und Kathedralen, die Karl als Stifter oder Wohlthäter nennen, so Neustadt am Main und Feuchtwangen an der Sulzach. Zwischen Main und Regnitz wurden unter Karl und seinem Sohne 14 Kirchen erbaut. Die Ausstattung der Kirchen war reichlich und kostbar. Die Kunstrichtung, immer noch die überlieferte altrömische, dauerte bis ins 10. Jahrhundert. Unter den Bischöfen Ludrich, Egilwart, Wolfger, Humbert und Gokbald von 800—855 mehrten sich Kirchen und Klöster im Würzburger Gebiet. Der im Jahre 891 geweihte neue Dom war Muster vieler neuer Kirchen. Doch hat sich auch aus dieser Zeit kein Werk der Baukunst erhalten.

Aus der Plastik ist eine geringe Anzahl kleiner Gebilde auf uns gekommen. Eine reiche Schenkung im 9. Jahrhundert an den Dom von Würzburg ist in dortigen Urkunden aufgezeichnet. Es wurden gegeben 2 Silbergefäße, 4 Sporen, 2 Kelchtücher, 12 Büchsen von Silber oder Erz, 4 Kreuze von Gold, Silber oder Erz, 8 Altartücher von Seide, 2 von Linnen, 8 Kaseln, 2 Silberkelche, 1 Kelch von Glas, 6 Alben mit Verzierung, 2 seidene Tücher, 5 Wollentücher, 2 Stolen, 5 Missalien, 3 Kämme, 2 Psalterien, 1 Rauchfaß und ein goldenes Kreuz. Von der Malerei geben einige Bücher mit Miniaturbildern in Bamberg Zeugnis. Sie gehören aber schon der Uebergangsperiode des 10. Jahrhunderts an. So zeigt ein Evangelienbuch von Bamberg den

Kanon unter Tempelformen mit Blätterkapitälen und Tieren, Tauben, Pfauen, Hähnen auf der Bedachung. Der Evangelist mit einem Muschelnimbus sitzt unter einem Tempel. Die Zeichnung hat manches Gute, die Malerei aber kann von Roheit nicht freigesprochen werden. Ein Meßbuch zu Bamberg ist mit Initialen und mit historischen Darstellungen geziert. Die ersteren sind aus Pflanzengebilden und Bandslechtwerk, die letztern stellen Szenen aus dem Leben Jesu und einiger Heiligen dar. Es sind flüchtig illuminierte Zeichnungen in trockenem Stile mit weiß oder andersfärbig aufgesetzten Lichtern und unruhigen Falten.

Was der große Kaiser aus südlichen Ländern auf unsern Boden verpflanzt, wird festgehalten, bewundert und mit viel Eifer nachgeahmt. Von einem eigenen nationalen Kunstleben ist noch keine Rede.

Literatur Frankens in der Karolinger Zeit.

An Stelle der altnationalen, ganz oder halbheidnischen Heldenlieder trat im Laufe des 9. Jahrhunderts die geistliche Poesie. Diese paßte anfangs ihre Stoffe in die Form der bisherigen weltlichen Dichtung. Nicht allein die Alliteration, auch die alten epischen Formeln und Wendungen wurden beibehalten. Allein bald geht mit dem epischen Charakter auch die Form verloren.

Otfrid, ein Franke, wurde unter Rabanus Maurus († 856) in der Schule zu Fulda gebildet. Seine Evangelienharmonie schrieb er im Benediktinerkloster Weißenburg im Elsaß etwa ums Jahr 865. Dabei war sein ausgesprochener Zweck etwas zur Verdrängung des weltlichen Gesangs beizutragen. Fromme Leute hatten an dem anstößigen Gesang des Volkes, *laicorum cantus obscoenus*, Aergernis genommen, da hatte er auf Bitten einen Teil des Evangeliums fränkisch geschrieben. Sein Werk ist breit und trocken, mitunter lebendig angeregt; allein als Sprachquelle unschätzbar wertvoll durch die ungemeine Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher es in metrischer Hinsicht ausgearbeitet ist. Aus ihr schöpft unsere deutsche Verslehre heute noch ihre Grundregeln. An Stelle der Alliteration setzt Otfrid das musikalische Prinzip, den Reim. Sein Werk ist das erste Reimwerk.

Die Kunst der romanischen Zeit.*)

Die Raubzüge der Ungarn haben bis über die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts verheerend gewirkt. Was Kultur und Kunst bis dahin geschaffen, ward fast alles vernichtet. Bessere Zustände kamen mit Otto I. Regierung. Bis zur Zeit der sächsischen Kaiser war in Deutschland römischer Einfluß vorherrschend. Unter ihnen beginnt ein volkstümlicher Aufschwung im Leben und seiner feinsten Blüte, der Kunst, und das namentlich in Franken. Der allgemeine Charakter dieser Zeit bildet sich so durch glückliche Mischung der überlieferten Elemente des Altertums mit der Eigentümlichkeit der deutschen Volksstämme.

Wir nennen diese Periode die Zeit des Romanismus und unterscheiden drei Epochen.

Die erste umfaßt etwa die Zeit von 960—1100.

Den größten Eifer für Kirchenbau hat Bischof Gundekar in Eichstätt gezeigt. Er soll 126 Kirchen während seiner Regierung geweiht haben. Das großartigste Bauwerk Frankens aber erstand damals in dem Dome von Bamberg von 1004—12. Durch einen Brand und durch spätere Neubauten ist dieser Bau völlig verschwunden.

Der Schiffbau von St. Jakob in Bamberg ist noch erhalten. Es ist eine streng romanische Säulenbasilika mit drei flachgedeckten Langschiffen, einem Kreuzschiff und Turm im Westen.

Gegen Ende dieser Epoche steht für Franken ein gewaltiger Bauherr in Otto dem Heiligen, Bischof in Bamberg (1102) auf. Er hat nicht bloß den Dom wiederhergestellt, sondern auch an 15 größere und 5 kleinere Klöster gegründet. Seine bedeutendste Schöpfung ist die Kirche des Klosters Heilsbrunn, die im J. 1132 vollendet ward. Das Hauptschiff des Baues, ebenso das Kreuz- und das Nordschiff gehören der Zeit Ottos an. Alle haben flache Holztäfelung und Säulen von rotem Sandstein mit Würfelkapitälen und einem ähnlichen Kämpfergesims. Die Sockel zeigen schon das attische Gieblatt.

Reiches Kunstleben zeigt Würzburg unter Bischof Heinrich I. (996—1018). Stattliche Bauten entstehen, so Neumünster mit

*) H. v. Kettberg, Nürnbergs Kunstgeschichte, 1854.

Krypta und Türmen. Unter Bischof Bruno (1033—45) erhielt das Kunstleben Frankens eine noch höhere Vollendung. Die Kirche St. Burkard bekam eine neue Gestalt. Das Ganze muß ein ernster, noch wenig Höhenentwicklung zeigender Bau gewesen sein. Damals erstanden die Kirchen zu Heidingsfeld und zu Lohr.

Wie die Architektur war auch die Bildnerei in wunderbarer Thätigkeit. Die vielen Kirchen und Klöster verlangten auch Ausstattung. Die Skulpturen sind aber noch vorwiegend nach römischen Mustern gebildet. Doch war es nicht bloße Nachahmung mehr, manche Gebilde zeigen schon ein neues eigentümliches Leben, eine Fülle von Gedanken in symbolischen Formen ausgesprochen. Hehre Würde bekunden fast alle Gestalten. Holz- und Steinskulpturen haben sich wenig erhalten. Wir erwähnen nur einige kolossale Kreuzfixbilder aus Bamberg. Sie sind starr, mit langem Rock und mit Kronen auf dem Haupte zeigen sie furchtbaren Ernst.

Von Elfenbeinschnitzereien ist noch eine größere Anzahl vorhanden. Wohl zu keiner Zeit sind so viel Werke in Elfenbein ausgeführt worden, wie damals. Das Elfenbein hatte eine mystisch-allegorische Bedeutung und zwar nicht bloß wegen seiner glänzenden Weiße als Sinnbild der Reinigkeit, sondern weil der Elefant selbst als Muster der Tugend galt. Das Kostbarste dieser Art sind die Schnitzereien, welche Heinrich II. dem Dome zu Bamberg geschenkt hat. Die wertvollsten davon verwahrt jetzt der Gemmenschatz in München. Es sind Evangelienbücher mit Einbänden von Goldblech, das mit Emailen, Gemmen, Cameen und Edelsteinen von höchstem Wert überschüttet ist. Die Mitte nimmt immer ein Elfenbeinschnittwerk ein. Cim. 57 zeigt eine wunderzarte Arbeit, Christus am Kreuz, ohne Nimbus, mit dem Lendentuch, das vorne geschürzt ist. „Wie wunderbar und eigentümlich erscheint uns dieses Bildwerk. Naturwahrheit und Kennntnis der Antike leuchtet uns überall entgegen, der Leib des Christus ist fast ein Werk vollendeter Schönheit! Dazu sprechen sich alle Affekte bereits klar an den Gestalten aus. Nicht mindere Bewunderung verdient die Technik, die das Material völlig bewältigt hat, so daß bei der tiefen Unterarbeitung der Wechsel von Licht und Schatten treffliche Wirkung macht.“ Das bayerische National-

Museum bewahrt auch mehrere kostbare Elfenbeingebilde, die aus Bamberg stammen.

Ein Teil dieser Kunstwerke ist aber sicher fremden Ursprungs, wenigstens die, welche das specifisch-byzantinisch starre Gepräge haben. Sie mögen wohl über Venedig aus Byzanz gekommen sein. Die bedeutenderen Werke aber entstanden sicher auf Anregung des Kaisers Heinrich II. in Deutschland. Das beweist der Charakter der Arbeiten, der treue Naturbeachtung und Kenntniss der Antike zugleich zeigt. In dem Stift oder in den Klöstern von Bamberg sind jedenfalls Männer gewesen, welche jene Werke schufen.

In dem Cimelienchatz der Bibliothek zu Würzburg sind zwei Werke, die in hohem Grade Bewunderung erregen.

Der Deckel eines Evangelienbuches enthält zwischen einer Umrahmung von Akanthusblättern drei Scenen übereinander angebracht. Die Hochzeit zu Kana, die Austreibung der Verkäufer aus dem Tempel und die Heilung des Blindgeborenen. „Welche Vollkommenheit der Formen, welcher Ausdruck der Leidenschaft, des Erbarmens, des Vertrauens, welch ein Verständniss des antiken Gewandes und seines Faltenwurfs!“

Das Martyrium des hl. Kilian und seiner Genossen auf dem Deckel eines Evangeliums — so bewegt, so zierlich, so würdig, so sinnig — ist die Perle von Würzburg.

Goldschmiede und Steinschneider gab es in Bamberg eine Menge; daher die Menge von Gold- und Silbergeräten, die sich aber zum kleinsten Teil erhalten haben. Vorhanden ist noch ein Reliquiengefäß aus Bergkrystall und die nach München gekommene Krone Heinrich II., vielleicht die schönste aller Kronen und ein Reisealtärchen.

Damals schon schmückten Wandgemälde unsere Kirchen. Von Otto dem Heiligen wissen wir, daß er seine Kirche auf dem Michaelsberge mit Malereien schmückte; dasselbe that Bischof Gebhard von Eichstätt mit der neuen Blasiuskapelle. Erhalten hat sich nichts davon.

Die auf uns gekommenen Tafelbilder sind starr byzantinisch ausgeführt; ebenso die Emailmalereien, womit Tafeln, Buchdeckel, Leuchter, Altäre und Schreine geschmückt wurden.

Die zahlreichen Ueberreste der Miniaturmalerei gewähren den besten Einblick in die Weise der Malerei jener Epoche. In Bamberg, wie in allen Klöstern, lebten Schönschreiber und Illuministen. Williram, später Abt in Ebersberg*), hat sich auf dem Michaelsberg eine eigene Schreib- und Malerschule gebildet zwischen 1015—1021. Da es an antiken Vorbildern fehlte, schloß man sich wie im 10. Jahrhundert noch eng an die byzantinischen Muster an; wie man sie auf Emailen sah. Die Gesichter sind typisch ohne individuellen Ausdruck, die Körperformen mager, verschroben, fast krüppelhaft, manche geradezu abstoßend; die Farbestimmung dagegen sanft, die Ornamentik sehr geschmackvoll, manche Motive großartig und dem Ganzen eignet ein blendender Reiz der Farbe.

Auch hier war es Heinrich II., der mit den großartigsten, staunenswerten Gebilden dieser Art sein Bamberg ausstattete. Die prachtvollsten verwahrt die Staatsbibliothek München, einige sind noch in Bamberg.

Ein Evangelienbuch (c. B. c. p. 4) hat prächtige, saubere Initialen. Im Innern ist ein hochinteressantes Bild: Kaiser Heinrich II. in jugendlicher Gestalt sitzt im Ornate unter dem Traghimmel auf dem Throne. Rechts steht ein Bischof mit Priestern, links tragen Soldaten Schwert und Schild, zum Zeichen, daß geistliche und weltliche Macht ihm huldige. Dann nahen sich links gebeugte Frauen, Roma mit einer Schüssel, in der eine Krone liegt, Gallia mit dem Lorbeerzweig, Germania mit dem Füllhorn, Slavina eine Goldkugel tragend. Das Bild zeigt den Kaiser als Herrn des Erdkreises.

Die apokalyptischen Bilder in Bamberg gehören zu den ältesten; verschroben in der Stellung stimmen die Bilder doch sehr ernst, so die vier Reiter des Verderbens und die Engel, welche die Schalen des göttlichen Zornes ausgießen. Hoch interessant ist auch das Pontifikale des Bischofs Gundekar von Eichstätt (1060).

Die meisten Prachtgewänder für Kirchen und Paläste kamen aus dem Oriente und aus Süditalien, doch ist eine nicht geringe Anzahl auch bei uns in Klöstern und von edlen Frauen gefertigt worden. Großen Reichtum daran hat Eichstätt. In dem

*) S. Volkskunde, I. Abteilung S. 24.

nahen Kloster Bergen war eine treffliche Schule der Stickerei und Weberei. Der Dom besitzt noch die sogenannte Kasel des heil. Willibald, ein herrliches Gewand, das auf dem Stabe Christus, Maria und die Apostel aus Goldfäden gestickt zeigt. Die bedeutendsten Ueberreste sind die Gewänder, die das Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde ihren Stiftungen geschenkt haben. Die Kaiserin selbst war als Stickerin berühmt.

Die zweite Epoche des Romanismus währt etwa
von 1100—1200.

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gelangt die romanische Kunst zu ihrer höchsten Entfaltung. Die neuen sittenstrengen Orden der Cisterzienser, Prämonstratenser und Karthäuser bauten eine Menge neuer Klöster, denen sich Bauten von Kathedralen und Burgen anreiheten. Die bisherige Einfachheit in Formen und Motiven wich der buntesten Mannigfaltigkeit in Konstruktion und Zier.

In der Baukunst ist das Wesentlichste der Epoche die Anwendung des Kreuzgewölbes. Die Säulen werden durch Pfeiler verdrängt. Die Türme bilden im Unterbau die Vorhalle. Den Ziergliedern wird ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt; so erhalten die Fenster größere Ausdehnung und nicht selten elegante Umkränzung mit Blatt- und Sternformen. Das Portal bot Gelegenheit zu allem möglichen Schmuck. Meist verjüngt es sich nach innen. Die Säulen bekommen einen ganzen Frühling voll mannigfaltiger Blüten. Die Formen des Kapitäls haben eine unendliche Abwechslung aller Art. Material war der Haustein, meistens Sandstein, von grüner, gelber oder roter Farbe.

Eichstätt, Rothenburg und Nürnberg gelten als Hauptsitze damaligen Kunstlebens. Im Eichstättischen hat Bischof Otto II. zwischen 1182—92 allein an 70 Kirchen und Altäre geweiht. An den Bauten in Heilsbronn wird in dieser Epoche rüstig fortgearbeitet. In Rothenburg an der Tauber sind alle Bauten dieser Zeit späteren Neuerungen unterlegen.

Nürnberg trat damals in seine wunderbare Blütezeit ein. Dort ging die Kunst aus dem Bürgerleben hervor und mit ihm Hand in Hand. Es entstand die Doppelpapelle auf der Burg und die Kapelle zu Altenfurt in der Nähe Nürnbergs.

Bamberg erhielt seine Katharinenkapelle am Domberg. Die Bauten am Fichtelgebirg zeugen von der Einfachheit und Armut der Gegend, so die Pfarrkirche von Rednitz.

In Bezug auf Bauhätigkeit steht Würzburg ohne gleichen da. Zwischen 1133—39 erhob sich der Dom zu der Gestalt, wie er sie im wesentlichen jetzt noch hat. Hier sehen wir eine ausgedehnte, edle, romanische Pfeiler-Basilika mit Kreuzschiff, flachgedeckt und mit zwei Türmen im Westen. Türme aus dieser Zeit sind noch genug vorhanden, so der in Randsacker, Karlstadt, Neustadt u. s. w.

In der Plastik wird die Meißelfertigkeit eine immer größere, das architektonische Gesetz machte sich immer mehr geltend. Der Grabstein des heiligen Otto auf dem Michelsberg stellt eine flache, ziemlich conventionelle Bischofsgestalt mit ziemlich kleinen Falten dar. Der Kunstwert ist kein besonderer. Würzburg hat nur ein Steinwerk der Zeit sich erhalten, es ist das Giebelbild der zerstörten Katharinenkirche. Maria mit dem Kinde, beide gekrönt, thront in der Mitte, auf jeder Seite ein Johannes. Während die Gewandung roh und vernachlässigt erscheint, ist die Auffassung der Köpfe großartig würdig. In Neustadt am Main hat sich der alte Taufstein erhalten. Die Kriege späterer Zeit haben das Meiste zerstört. Um so zahlreicher sind die dekorativen Werke, die Gebilde der Gießer und Goldschmiede. Der Dom von Bamberg besitzt einen hohen, prachtvollen Wandelleuchter mit Emails, jetzt allerdings verunstaltet, die Gangolfskirche dasselbst ein höchst zierliches Leuchterpaar. Kreuzfixbilder von Metallguß sind in großer Zahl auf unsere Zeit gekommen; die meisten von byzantinisch herber, magerer Form. Bei manchen sind Lendentuch und Augen mit Emails versehen, auf manchen trägt Christus die Krone auf dem Haupt als König, der vom Kreuz herab herrscht, dabei stehen die Füße nebeneinander auf dem Pflocke. Ein solches Cruzifix besitzt Aschaffenburg.

Auch die Eisenarbeiten zeigen künstlerisches Gepräge. Angeregt von dem mächtigen Kunstgeist der Zeit wußten die Schlosser und Schmiede ihren Arbeiten den Charakter des Sinnigen, Soliden und Geschmackvollen zu geben. Proben sind die Schlösser und

Bänder an den Thüren der Kirchen, so eine Zier hat Letztwang bei Rothenburg ob der Tauber aufzuweisen.

Die Maler, deren jedes Kloster mehrere hatte, waren viel beschäftigt. Durch spätere Ueberweisung der Kirchenwände sind zahllose Bilder verdeckt und zerstört worden. In Franken hat sich von Wandgemälden nichts erhalten. Wir kennen die Bilder bloß aus Beschreibungen, und daraus ersehen wir, daß die mystisch-allegorische Darstellung heiliger Scenen und Wahrheiten besonders beliebt war. Dagegen haben wir eine überaus große Anzahl von Miniaturmalereien. Alle Gebilde, wie sie in Missalien, Gesangbüchern, und Evangelarien und Legendenbüchern entstanden, erinnern an starre, byzantinische Vorbilder. Hier und da bekommen die Gestalten mehr Bewegung, manches neue naive Motiv überrascht uns. Ja gegen Ende der Epoche wird die Bewegung lebhafter, der individuelle Ausdruck der Köpfe wird angestrebt und die Darstellung der Affekte und Leidenschaften manchmal glücklich erreicht. Wir erwähnen nur einige. Die Stadtbibliothek Nürnberg besitzt ein Evangelienbuch des 12. Jahrhunderts, die Bibliothek zu Bamberg noch mehrere Bücher von seltenem Werte, dazu gehört das Pontifikale des heiligen Otto (†1139). Die Universität zu Würzburg hat manche Miniaturwerke dieser Zeit aus Frankens Klöstern, so ein Gedicht über den Meßritus mit vielen Scenen der Passion aus Weißenburg.

Die dritte Epoche dauert von 1200—1260.

Es ist die Zeit des Gährens und Drängens zu größter Selbständigkeit und Freiheit, die Zeit unserer großen deutschen Nationaldichtung, an der Franken hervorragenden Anteil hat, die Zeit ungemeinen Aufschwungs, die Vorläuferin der Gothik, die Glanzzeit der Architektur in Franken.

Da die Architektur immer mehr die Höhenentwicklung befördert, schafft sie die meisten Neuerungen. Wir finden im ersten Drittel des Jahrhunderts durchgängig den Gewölbebau und zwar das Kreuzgewölbe, das durch Bandgurten ohne Profil an den Knoten belebt und gestützt wird. Pfeiler und Säulen werden mit organischen Gebilden von höherm Schwung gegliedert und geschmückt. Im zweiten Drittel tritt statt des Rundbogens der Spitzbogen,

ja hie und da schon Strebepfeiler am Außenbau auf. Der Zier der Fenster und Portale wird zunehmende Sorgfalt gewidmet. Wir können auch hier nur weniges namhaft machen.

In Eichstätt entstand der Willibaldschor; in Frauenaarach die Klosterkirche mit dem schönen Nordportale; in Rothenburg ob der Tauber die Blasiuskapelle und in Heilsbrunn ist die Konventskirche im Kreuzgang des Klosters von besonderem Reiz. Nürnberg prangt mit seiner Eucharistiekapelle bei St. Aegid. Aber vorzüglich zu nennen ist St. Sebald in seinen älteren Teilen. Das ganze Bauwerk, in den Konstruktionsteilen dem gothischen Princip zugethan, in der Ornamentik noch im Romanischen verharrend, macht den Eindruck des Schweren, Drückenden; der Grundgedanke der Gothik vermochte nicht durchzudringen.

Der Bau des Domes zu Bamberg aus jenen Tagen gehört nach Reinheit, Eleganz und Dekorationsfülle zu den schönsten Schöpfungen der romanischen Baukunst. Von 1200—1285 ward an der Kirche des Klosters Ebrach gebaut. Wir erwähnen ferner die Stiftskirche des hl. Johannes in Schweinfurt, die Kirchen in Mellrichstadt und Münnersstadt. Das bedeutsamste erhaltene Bauwerk der Zeit im nördlichen Franken aber ist die Stiftskirche in Aschaffenburg mit ihrem herrlichen Kreuzgang. Dieser Gang öffnet sich gegen den Garten durch jene berühmten Säulenarkaden, die zu den reichsten und geschmackvollsten der Welt gehören.

Unter allen Provinzen Baierns ragt Franken und zumal Bamberg durch seine plastischen Schätze hervor. Der Dom daselbst wurde mit Werken von wahrhaft künstlerischer Auffassung und hochentwickelter Technik geschmückt. Wir rechnen dazu die Statuen am nördlichen Turmportal der Ostapsis, dann die am Fürstenportal des Nordschiffes, das jüngste Gericht darstellend; alle Gestalten sind länglich, bewegt, fein durchgeführt und in edelgefaltete Gewänder gehüllt. Doch sind die Statuen im Innern des Ostchores künstlerisch noch wertvoller. Ferner nennen wir noch das Portal der Stiftskirche von Aschaffenburg mit den Bildern Maria, Petrus und Alexander und das alte Portal von Neustadt am Main.

Was die Malerei betrifft, so ist die Behandlung durchaus schlicht und einfach; neben starken Umrissen zeigt sie spärliche Kolorierung und wenig Schattenangabe. Die Gemälde der Kapelle in Forchheim zeigen in Lebensgröße die Verkündigung, die Anbetung der drei Könige und beim Hauptfenster das jüngste Gericht. Sie sind gewiß nicht später als 1250 entstanden. Die Kirche zu Dornstadt bei Wassertrüdingen und die zu Eschenbach bei Herzbruck besitzen gleichfalls Wandbilder und im Dome zu Bamberg haben sich zehn einzelne kleinere Figuren von Heiligen erhalten.

Die Miniaturmalerei, deren Bilderzahl eine außerordentlich große ist, liebt einfache Federzeichnung mit schwarzer oder roter Tinte, die dann mit ganz wenig Farbe koloriert wird. In echt deutscher Weise wird auf Komposition das Hauptgewicht gelegt, Technik ist minder bedeutend. Auch profane Bücher werden jetzt illustriert. In Franken haben die Miniaturen Ähnlichkeit mit den früheren, indem man noch am Goldgrund und am frischen Farbauftrage festhält. Wir nennen die Bibel aus dem Stifte St. Gumbert in Ansbach, jetzt in Erlangen, ein Prachtwerk, im Beginne des 13. Jahrhunderts geschaffen. Die Bilder sind glänzend in technischer Hinsicht, reich an originellen Motiven und an Bewegung. Es mag dies wohl die erste vollständig illustrierte Bibel in Baiern sein. Bamberg besitzt ein Psalterium, dessen Bilder an Erfindung, Formenschönheit und Reichtum der Ausführung zu den bessern dieser Zeit gehören.

Literatur zur Zeit des Romanismus 960—1260.*)

Das 10. und größtenteils das 11. Jahrhundert ist eine Zeit der Ruhe für unsere deutsche Poesie. Das Volk hatte zu thun die mächtigen, umschaffenden Eindrücke, die ihm das Christentum gegeben, in Blut und Leben umzuwandeln. Dazu kam, daß die lateinische Sprache die Sprache der Kirche und der kirchlichen Literatur, überhaupt aller Gelehrsamkeit war. Wie in der Baukunst sich die Nation

*) Vilmar, Literaturgeschichte. — Goedele, deutsche Dichtung im Mittelalter. — Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert. — Deutsche Classiker des Mittelalters, begründet von Franz Pfeiffer.

allmählich aus den von Rom überkommenen Formen zur Selbstständigkeit und Freiheit hindurch arbeitete, so geschah es auch in der Literatur, durch lateinische Sprache und Gelehrsamkeit hindurch gewann sie wieder nationale Eigenartigkeit. Der Geist des Christentums war im deutschen Volk zum Volksgeist geworden. Das Christentum war dem deutschen nicht etwa bloß ein Wissen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen. Und als die Kreuzzüge kamen, erwachte der alte Heldengeist wieder und der deutsche Held ward zum christlichen Ritter. Wallfahrten und Kreuzzüge regten die Phantasie des deutschen Volkes, das seit Jahrhunderten ein eng begrenztes Dasein lebte, bedeutend auf, und eben das Phantastische und Abenteuerliche war ein Erregungsmittel der höchsten poetischen Fähigkeiten jener Zeit.

So beginnt die Dichtung und zwar zunächst die geistliche, von Mitte des 11. Jahrhunderts aufs neue. Sie geht aus von der Predigt. Diese wurde im 11. und 12. Jahrhundert ganz besonders gepflegt. Von fast allen hervorragenden Kirchenfürsten der Zeit wird gerühmt, daß sie Kanzelredner gewesen seien. An die Predigt schloß sich Beichte und Glaubensbekenntnis an. Die beiden letzten mußten möglichst fest formuliert sein und so wurden Aufzeichnungen gemacht. Die glänzendste Entfaltung haben diese in Bamberg gefunden. Der Bamberger Glaube spricht ausführlich über das Geheimnis der Trinität und Menschwerdung, vom Leben und Leiden Jesu Christi. Die Beichte bringt ein überreiches Sündenverzeichnis. Die Sprache hebt sich dabei schon zur dichterischen Höhe, doch weit mehr ist dies der Fall bei Beschreibung des Himmels und der Hölle, der Glanz des Himmelreichs, die Schrecken der Hölle werden mit ausschweifender Phantasie höchst wirkungsvoll geschildert. Aus den Bamberger Ueberresten ersehen wir, bis zu welcher Gewalt die deutsche Predigt jener Tage sich heben konnte. Und Bischöfe waren diese Redner. Ein solcher war Günther von Bamberg*) 1057—1065. Er war reich, schön, glänzend, ein stattlicher Krieger und ließ sich ebenso gern durch Spielmannsgefang von Ekel und Dietrich unterhalten, als er den hl. Gregorius oder Augustinus zur Hand nahm; er machte eine Wallfahrt. Nach harten Kämpfen kam er in das hl. Land, auf der Rückkehr starb er in Ungarn.

*) Dr. Krallinger, Bischof Günther von Bamberg, eine Studie.

Die Stimmung dieser großen Pilgerfahrt wird in einem schwungvollen Hymnus gefeiert. Es ist der berühmte Gesang *Ezzo* von den Wundern Christi. „Das Gedicht umfaßt alle Ideen des Christentums. Die symbolische Seefahrt, der Streit um das hl. Land erweckte die sympathischen Empfindungen eines kampffrohen Volkes und der metaphorische Umriss von Leben und Ewigkeit erinnert zugleich an kriegerische Pilgerzüge nach Palästina. Das Ganze ist in gehobener klarer Sprache gedichtet, die durch eingeschaltete lateinische Phrasen eine fremdartige Würde und Feierlichkeit erhält.“ Der Erfolg des Liedes war gewaltig, bis tief ins 12. Jahrhundert hinein entdeckt man seine Spur, indem viele Dichter ihm nacheifern.

Die zahlreichen Pilgerfahrten in den Orient erweiterten den geographischen Gesichtskreis. Die Thätigkeit der Bischöfe von Bremen erstreckte sich bis nach Skandinavien und Island. Diese vermehrten geographischen Entdeckungen bringt das deutsche Gedicht *Merigarto* dem deutschen Volke zur Kenntniss. Der Verfasser ist wahrscheinlich ein Würzburger. Den fränkischen Dichtungen gehört auch das *Annolied* an. Es feiert in legendenartiger Weise das Leben und die Wunder des Erzbischofs Anno von Köln, des Freundes von Günther von Bamberg. Die Darstellung ist in vielen Stücken echt volkstümlich, mitunter trefflich.

Sittensprüche an einander zu reihen ist eine alte Gewohnheit der germanischen Gnomik. Dieser Art sind die Sprüche der Väter. Es sind nur Bruchstücke; das erste warnt vor dem verführerischen Lobe der Menschen: „Lob ist des Teufels Strick, womit er die Leute fängt;“ „wir loben nach den Augen, Gott lobt nach dem Geheimnis des Herzens.“ Das zweite handelt von der Entsagung, vom Fasten und vom Gebet. Zum Gebet ist die Einsamkeit gut: wer auf rechte Weise beten will, der muß die Weltfreude fliehen. Der Schlaf ist eine große Mühsal dem, der beten soll.

Die geistliche Dichtung bleibt den in Bamberg hervortretenden Tendenzen treu. Wie *Ezzo*s Gesang von den Wundern Christi die Haupt-Dichtung, so ist des Franken Williram Paraphrase des Hohenliedes das Hauptprosawerk der Zeit.*) Beide werden in den Jahren 1060—70 bekannt. Nach dem Vor-

*) S. I. Abteilung S. 24.

gange Ezzos ist auch die *Summa theologiae*, wie Wilh. Scherer eine der gedankenreichsten geistlichen Dichtung nennt, gedichtet. Sie schildert Gott und Mensch, Schöpfung und Fall der Engel, Welt- und Menschenschöpfung, Christi Menschwerdung, Marter und Tod, gibt eine Tugendlehre, die Sakramente und die letzten Dinge. Der Gedanke, der alle Einzelheiten durchdringt und belebt, ist der Grundgedanke der Mystik: Die Vereinigung mit Gott.

Alle diese geistlichen Dichtungen und noch viele andere konnten doch nicht die Heldengestalten Sigfrids und Dietrichs aus den Seelen der Deutschen verdrängen.

Und wie diese Zeit die beiden großen Volksepen, Nibelungen und Gudrun, neugestaltet, so hat sie auch hervorragende Kunstepen hervorgebracht. Wolfram ist in Eschenbach bei Ansbach geboren und gehörte dem Ritterstande an. Seiner Dürftigkeit gedenkt er scherzend. Er hält sich am Hofe des Landgrafen von Thüringen auf, auch bei den Grafen von Wertheim, deren Lehensmann er war. Ein tief ernster Sinn spricht aus seinen Werken. Er hat ein Epos geschaffen aus der Sage vom Gral und dem Artusritter Parcial, „nicht der Thaten der Völker und der Begebenheiten ihrer Kriegsfahrten, nicht der Volksfreude und des Volksleides, sondern der Thaten des Geistes und der Begebenheiten der Seele, des Leides und der Freude des innern Menschen, ein Epos der höchsten Ideen von göttlichen und menschlichen Dingen: wie Welt und Geist gegen einander streiten und Hoheit und Demut mit einander ringen.“ Es ist ein psychologisches Epos. Entstanden ist es um 1204. Titulrel, eine andere Bearbeitung der Gralsage und Willehalin, dessen Stoff dem Sagenkreis Karl des Großen entnommen ist, gehören der Form nach zu dem Kunstreichsten und Vollendetsten, was die höfische Poesie des 13. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Wolfram ist der größte Dichter dieses Zeitraums, einer der größten unserer Nation.

Wirt von Gravenberg, wahrscheinlich aus dem zwischen Baireuth und Nürnberg gelegenen Städtchen Gräfenberg, war ein wohlhabender, angesehener Ritter am Hofe des Herzogs Berthold IV. von Meran. Von ihm erzählt die Sage, daß ihm einst, als er in seinem Zimmer lesend saß, Frau Welt erschienen sei und ihm ihre scheußliche Rehrseite gezeigt habe. Er dichtete nach der mündlichen Erzählung eines Knappen das *maere Wigalois* um 1212.

Konrad von Würzburg wanderte auf seine Kunst und starb zu Basel am 31. August 1287. Er bildet den Endpunkt unserer Periode. Gottfried von Straßburg ist sein Vorbild, deshalb richtet er sein Streben auf Eleganz der Sprache, Wohlklang der Verse, blühende Fülle der Diction, wobei es nicht Wunder nehmen darf, daß zuweilen klingende Phrasen und tönende Reime den fühlbaren Mangel an Stoff ersetzen. Der trojanische Krieg ist sein größtes und letztes, nicht aber sein bestes Werk. Besonders glücklich war er in den kleineren erzählenden Gedichten: Kaiser Otto mit dem Barte, Engelhard und Engeltrud, mit den Legenden von Alexius und Sylvester. Zu dem göttlichen Frauenbild der Jungfrau Maria erheben sich tausende in begeisterter Verehrung. Unter den zahlreichen Gedichten zum Lobe der Jungfrau zeichnet sich vor allen Konrads goldene Schmiede aus; es ist das vielleicht das vollendetste seiner Werke. Er stellt sich in demselben als ein Schmied dar, der aus Gold und edlem Gestein den herrlichen Schmuck der himmlischen Jungfrau kunstreich zusammenfügt.

Der Verehrung der himmlischen Jungfrau folgt bald die der irdischen Frauen, bald beugt man sich nicht mehr bloß vor der himmlischen, reinen Maid, sondern vor dem anmutigen Lächeln und den freundlich blickenden Augen irdischer, züchtiger Jungfrauen, statt des Gebetes kommt ein Liebeslied und so entsteht der Minnegefang.

Der größte Minnefänger ist Walther von der Vogelweide. Neben den zartesten und innigsten Minneliedern sang er das Lob des Herrn und der Mutter Gottes, die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, die Ehre des deutschen Volkes, die Pflichten und Würden des Kaisers, das Recht und Unrecht des Papstes gegen Kaiser und Reich und die Herrlichkeit der wahren Kirche, die nicht nach zeitlichem Gute trachtet. Seine Gesinnung ist die der Edelsten und Besten seiner Zeit. Aus dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrh. stammen seine Minnelieder. Nach dem Tode Heinrich VI. 1197 wendet er sich mehr den öffentlichen Angelegenheiten zu. Er stand immer zum Kaiser. Seine letzten Lieder sind aus dem Jahre 1228. Er starb zu Würzburg und liegt im Lorenzgarten des dortigen neuen Münsters unter einem Baume begraben.

Diese Skizze, so gering und dürftig sie ist, mag immerhin beweisen, welch hervorragenden Anteil Franken an der ersten klassischen Periode unserer Literatur hatte.

„So hat unser Volk eine schöne Jugendzeit gehabt, allein und ganz erfüllt von Gesang und Liedestönen; das Leben war Poesie und Poesie war das Leben.“

Die Kunst der Gothik von ca. 1250—1530.

Nachdem das Kaisertum im Kampf mit dem Papsttum durch den Untergang der Hohenstaufen unterlegen war, stieg die kirchliche Macht, und Fürsten und Adel strebten immer mehr nach Unabhängigkeit. Ludwig der Baier, um sich gegen die Habsburger und den Adel zu halten, stützte sich auf das in seinen Städten heraufblühende Bürgertum. Er war der Bürger Freund und hat nicht wenig beigetragen, daß die Städte an Macht, Wohlstand und Handelsthätigkeit so rasch und bedeutend sich entwickelten. Als er seiner Lieblingsresidenz Nürnberg 1332 Handelsfreiheit gewährte, begann diese sich zu ihrer höchsten Blüte zu erheben. Unsere Periode ist die Zeit des Zunftwesens und der Bauhütten.

Alle Künste bekamen eine neue Gestaltung. Mit der Gothik kommt ein einheitliches Gesetz zur Geltung, welches das Größte wie das Kleinste beherrscht. Die Architektur schafft Werke in möglichster Leichtigkeit himmelanstrebend, die bei größter Höhenentwicklung der wenigsten Masse bedürfen und die bei aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen die schönste Harmonie des Ganzen zeigen. In dieser Weise werden aber nicht bloß Kirchen, sondern auch Rathäuser, Burgen, Stadttore und Wohnhäuser erbaut. Bei den Kirchenbauten sind die beiden Haupttheile nach wie vor Chor und Schiff, nur fällt die strenge Scheidung beider weg, ebenso die Krypten. Bei ansehnlichen Bauten legt sich um den Chor ein Kapellenfranz. Die hohen Fenster, welche durch Glasgemälde belebt werden, entbinden die Wände der Schwere. Das Gewölbe, früher außerordentlich massenhaft, besteht jetzt aus Rippen mit reichen Profilen. Ueberall, bei allen Bögen und Öffnungen findet der Spitzbogen Anwendung. Die schweren tragenden Massen sind auf die Strebepfeiler gelegt, welche Schiffe und Chor umstehen.

Dem Streben nach oben wird besonders durch den Bau von Thürmen genügt. Auch sie werden durch Strebepfeiler, durch Ueber-
eckstellungen und durch Durchbrechung der Helme mächtig belebt. Die vertikale Linie durchbricht überall die horizontale. Alles soll in lebendiger Weise nach oben aufsprossen und streben, daher Gieble und Wimberge bei Thüren und Fenstern, daher Pflanzen, Tiere, Ungetüme und Menschen; aber alle Gebilde stehen unter dem Gesetz des Kreises und Winkelmaßes.

Auch die Zeit der Gothik teilt sich in drei Epochen.

Die erste Epoche währt etwa von 1250—1300.

Die Gothik tritt erst mit ernsten einfachen Formen der Konstruktion auf. Die weiten Schiffe werden durch ein Gewölbe bedeckt, das aus noch kräftigen, wenig profilierten Kreuzgurten besteht. Es ruht mittelst Konsolen auf Pfeilern. Die Fenster werden in die Höhe gezogen; überall kommt der Spitzbogen zur Anwendung. Zierwerk fehlt noch ganz, wo es gleichwohl vorkommt, an Kapitälern, Konsolen, Portalen, zeigt es derbe Formen, aber doch hohe Naivität und Ursprünglichkeit. Baumeister sind Laien.

Die Zeit der Gothik ist eine ruhmreiche Zeit für Franken. In den Frankenkstädten wuchs mit dem Wohlstand und Reichtum Macht und Bildung. Der Centralpunkt ist Nürnberg. An den beiden Hauptkirchen zeigt sich die überaus große Baubegeisterung. Während an St. Sebald fortgebaut wurde, entstand auch die Lorenzkirche um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Doch wurden die einfachen Bauten der Zeit durch spätere von reicheren Formen verdrängt. Reich an frühgothischen Bauten ist die alte Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber. Wir nennen die höchst merkwürdige Kirche der Franziskaner, das Spital zum hl. Geist (1280). St. Andreas zu Weissenburg ward 1327 geweiht, dessen südliches Portal mit seinen strengen Formen des Wimperges und der Gieble sicher der ersten Epoche angehört; ebenso der Chor der Klosterkirche zu Heilsbrunn.

Am Dom zu Bamberg wird das westliche Turmpaar und die Ausstattung mit Bildwerk vollendet. Zu gleicher Zeit entsteht die Dominikaner-Kirche dortselbst in völlig gothischem Gewande 1252. Fortgebaut wird an dem hochberühmten Cister-

zienferkloster Ebrach, dessen Kirche 1285 geweiht ward. Kurz nach dieser Zeit mag die herrliche Fagade mit der Rosette im frühgothischen Stil ausgeführt worden sein. Die Johannis-kirche in Schweinfurt erhielt ihr herrliches Portal.

In Würzburg herrschte die größte Rührigkeit. Die Franziskanerkirche daselbst wurde 1246 zu bauen begonnen. Der gothische Chor davon ist noch erhalten. Außer vielen anderen Kirchen kann sicher nur der Prachtbau der Deutschherrenkirche (profaniert) der Epoche zugeschrieben werden.

Mit der Architektur ging die Plastik gleichen Schritt. Das Streben und Sehnen nach oben, die Großartigkeit der Auffassung und die Einfachheit der Formen und Linien sind beiden gemeinsam. Die Gebilde der Plastik sind von feierlicher Würde und gewaltigem Ausdruck; manche Gestalt zeigt schon hohe Ausbildung des Körpers, ja sogar realistische Züge treten schon hie und da hervor, doch bleibt das architektonische Gesetz geltend: die Ruhe, Regelmäßigkeit und Harmonie des Baues darf durch keine Falte und durch keine Bewegung der Bildwerke gestört werden.

Von vorzüglicher Schönheit sind drei Grabdenkmäler im Dom zu Bamberg: das des Bischofs Berthold von Leiningen († 1285), im Profil dargestellt mit lächelnder Miene und mit großartigem Faltenwurf, das des Bischofs Ekbert von Andechs und des Bischofs Günther († 1065). Zu den schönsten Grabmälern der Zeit gehören auch die der Stifter des Klosters Himmelskron bei Kulmbach, aus dem Hause der Grafen von Orlamünde.

Von Heiligenstatuen ist ein Steinbild der Gottesmutter im Dom zu Eichstätt von großer Zartheit und Würde (1297). Die bedeutendsten Werke dieser Art aber hat wiederum der Dom zu Bamberg; es sind die herrlichen Statuen am Südportal des Ostchores: Adam und Eva, Heinrich und Kunigunde, Petrus und Stephanus, lauter zarte Gestalten mit großer Naturwahrheit, mit langen Gewändern von klarem einfachen Faltenwurf.

Die Malerei erzeugt lebendige, langgestreckte Gestalten, Werke von hoher Sinnigkeit. Die bedeutendsten Wandbilder der Zeit stammen aus dem Kreuzgange des ehemaligen Klosters Rebdorf; jetzt sind sie im National-Museum zu München. Diese Bilder gehören zu den wertvollsten Reliquien der alten Malerei.

Tafelbilder wurden meist als Altaraufsatz verwendet. Eine Holztafel zu Heilsbronn zeigt den Delberg, die Verurteilung, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi und stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Glasgemälde werden in großer Menge gefertigt; doch hat sich wenig erhalten. Die Kunst der Glasmalerei ist bereits in den Betrieb der Gewerbe übergegangen.

Die zweite Epoche der Gothik umfaßt die Zeit
von 1300—1400.

Sie ist die Glanzzeit der gothischen Kunst. Die Architektur gelangt auf ihren Höhepunkt. In zahllosen Werken beweist sie, daß sie die Schwierigkeiten des Stils völlig überwunden hat. Die Räume und die Türme werden möglichst in die Höhe geführt, leere Mauern und alles Massenhafte immer mehr dadurch verdrängt, daß die Fenster große Breite und Höhe erhalten; alle Gliederungen werden mannigfacher, die Ornamente aus allen Gebieten der Schöpfung entlehnt und der Gewölbebau völlig durchgeführt. Die Bauten dieser Zeit erscheinen als reizende Gebilde, lebendig, klar, frisch, leicht und reich geschmückt. Franken zeigte großartige Bauthätigkeit. In Eichstätt wurde 1396 nach 30jähriger Thätigkeit am Dom der Bau der Schiffe und des niedern Ostchores vollendet. Es entstanden weiter die Augustinerkirche in Pappenheim 1372, die Johanniskirche in Ansbach, und in Weissenburg ward am Chor der Haupt- oder Andreaskirche gebaut. In Rothenburg ob der Tauber begann der Schiffbau der herrlichen Jakobskirche 1373, zog sich aber manches Jahrzehnt hindurch. Um 1436 scheint der Hauptbau gestanden zu sein. Der Westbau über der alten hl. Blutkapelle und über der Straße, sowie die Ausstattung der Kirche fällt erst in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts. Das ganze Werk zeugt von Erfindungsgabe und feinem Geschmack des Meisters.

Heilsbronn bekam mit dem zweischiffigen Bau im Süden der Klosterkirche ein herrliches Pfeilersystem mit Diensten an den vier Stirnseiten, treffliches Gurtentwerk mit großen Schlußsteinen, Baldachine und köstliche Konsolen.

Am meisten thätig war Nürnberg. Die berühmte West-
façade mit der Rosette und dem Portale zwischen den beiden

Türmen an der Lorenzkirche wird vollendet 1332. Das Hauptthor ist bewundernswürdig durch die Gedankenfülle, die in seinen Bildwerken liegt. Der im Achteck abgetheilte Stern sucht in Deutschland seinesgleichen. Die Frauenkirche mit drei Schiffen, die gleich hoch und breit und ziemlich schmucklos sind, entsteht von 1355—1361. Nur die Fagade ist überreich bedacht. — Der Hauptbau geschieht an der Sebalduskirche; 1345 wird der zweite nördliche Turm erbaut; der an Stelle des 1361 abgebrochenen alten neu-gebaute Chor wird 1378 eingeweiht und ist ein treffliches Werk, frei und hallenartig.

Ein wahres Kleinod deutscher Baukunst ist das Hauptchörlein des Sebalds Pfarrhofes (1318). Es baut sich in der Grundform des Achtecks aus einem ähnlich gestalteten starken Pfeiler auf, der zierlich gegliedert ein reiches, durch Streifen abgetheiltes Blättergesims trägt; darauf sechs Engelsgestalten, welche zierliche Spitzsäulen und damit das eigentliche Chörlein selbst tragen.

Als Muster eines Civilbaues ist das Haus Nassau zu erwähnen. Dies Haus ist in der Masse sehr einfach, dagegen sind die Haupträume desto zierlicher ausgezeichnet und treten an der einfachen Mauer um so reicher hervor, nämlich ein überaus geschmackvolles Chörlein und unter dem Zinnenwerk ein reich mit Maßwerk und Wappen verzierter Geländergang, mit welchen an den Ecken zierliche sechsseitige Ecktürmchen verbunden sind.

Bamberg bringt gegen Ende der Epoche den brillanten Chorbau der obern Pfarrkirche zu Unserer Frau fertig. Lichtenfels erhält in seiner Stiftskirche ebenfalls einen brillanten Chor im Jahre 1383.

Würzburg ist ein Mittelpunkt künstlerischer Bestrebungen. Bischof Otto von Wolfskeel (1335—43), an Reichtum und Baulust von wenig Fürsten seiner Zeit übertroffen, baute am Dom mehr als alle seine Vorfahren. Daran schloß sich der Bau des herrlichen Kreuzganges im Osten des Domes. Hauptbauwerk der Zeit ist aber die Marienkapelle, die 1377 begonnen wurde. Erwähnt seien nur noch die Pfarrkirchen von Haßfurt, Ochsenfurt und Karlstadt. Profanbauten, besonders Rathäuser, wie die zu Ochsenfurt und Karlstadt, wurden gar stattlich erbaut; ebenso entstanden Burgen in immer größerer Zahl.

Dekorative Architektur vertreten die Sakramentshäuschen in Bamberg, Volkach und der köstliche Schrein des hl. Willibald im Dom zu Eichstätt.

Die Skulptur bietet meist Porträts und Szenen aus der hl. Geschichte. Die Gestalten werden kürzer, die Haltung geschwungener, um die Figuren vom Architekturgrunde abzuheben.

Am Nordportal des Domes zu Eichstätt sind v. J. 1397 die Statuen der Gottesmutter, St. Willibald's und Waldburgs.

Ueberreich ist Nürnberg. Sebald Schonhofer ist der hervorragendste Künstler seiner Zeit. Die überaus trefflichen Gebilde an der Frauenkirche und am schönen Brunnen sind seine Werke. Im Chor-Innern der Frauenkirche stehen die hl. drei Könige und die Statue Karl IV. und seiner Gemahlin. Das Portal enthält eine Menge Skulpturen. In der Mitte sitzt die Gottesmutter mit dem Kinde, zur Seite stehen lilienhaltende Engel, an den Hohlfehlen die Stammeltern und die Propheten, an den Seiteneingängen die Apostel und weibliche Heilige; an den Ecken die Patrone Nürnbergs, St. Sebald und Laurentius, und abermals Karl IV. und seine Gemahlin. Das Innere der Vorhalle hat im Bogenfeld die Freudenjenen aus dem Leben Marias, in den Hohlfehlen Propheten und Heilige.

Noch vorzüglicheren Kunstwert haben die Statuen am schönen Brunnen. Dieser, ein gothischer Turmbau, 18m hoch, erhebt sich aus dem Becken, ganz umstellt von Statuen, die alle höchst anmutig, ideal und doch auch mit großem Naturverständnis vollendet sind.

St. Sebald besitzt gleichfalls treffliche Skulpturen, vor allem an der Brautthüre, welche sehr reich und durchbrochen, an den einspringenden Seitenwänden zierliche Säulenstellungen hat, an denen in Schonhofers Kunstweise die Steinbilder der klugen und thörichten Jungfrauen lehnen mit rundlich weichen, großartig einfach gelegten Gewandungen.

Das großartigste Bildwerk zeigt die Hauptpforte der Lorenzkirche. Die ganze Geschichte des Menschengeschlechts vom Sündenfall bis zum jüngsten Gericht ist hier höchst sinnreich dargestellt.

Zu den herrlichsten Skulpturen der Zeit gehören zwei Grabmäler im Chor zu Himmelskron, das des jungen Grafen

Otto von Orlamünde (1340) und das Albrechts von Hohenzollern. Viele andere Prachtgrabdenkmäler hat Würzburg. Die einzelnen Skulpturen an Portalen, Pfeilern, Häusern und Mauern aus der Zeit aufzuzählen, ist kaum möglich. — Das eiserne, kelchartig-runde Taufbecken der Sebaldskirche gilt für eines der ältesten Nürnberger Gußwerke.

Die Gestalten der Malerei sind ideal gehalten, schlank, mit liebseeligem, fast süßlichem Ausdruck, mit einfachem Faltenwurf. Immer mehr Malernamen werden bekannt. Jeder arbeitet anfangs selbstständig, bald aber treten Maler, Bildhauer und Glaser zu einer Genossenschaft zusammen, der sich dann auch die Goldschläger anschließen. Unter den Würzburger Malern thut sich Meister Arnold hervor, dessen Werke sogar von Dichtern der Zeit besungen wurden. Seine Werke haben sich nicht erhalten. Auch Tafelbilder sind wenige auf uns gekommen. Wir nennen hier eins, das Schonhofer'schen Einfluß verrät. Es ist das Imhof'sche Altarwerk in der Lorenzkirche. „Dieses Prachtwerk enthält die Krönung Mariens durch Christus, auf Goldgrund; der Teppich, auf welchem die beiden Figuren sitzen, ist ebenfalls golden, doch rot gemustert; die Gewandungen sind sehr weich und fließend, die Färbung gesättigt, die Modellierung kräftig, Behandlung zart verschmolzen, Ausdruck edel und mild, voll Seele und Anmut, Hände fein und zart, namentlich die der Maria, welche in schöner Demut sanft gegen einander gehoben sind.“ (Kettberg).

Glasfenster dieses Zeitraums sind u. a. ein Tucher'sches mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte und knieenden Stiftern (1365); ein Schürstabisches mit Grablegung Christi und Sieg über Tod und Hölle (1379) und eines mit dem Bildnis eines Bischofs von Bamberg (1394). Alle an der Sebaldskirche.

Nebenbei sei erwähnt, daß Rudolf in Nürnberg um 1360 das Drahtziehen verbesserte und die erste größere Drahtmühle einrichtete. Schon 1356 ward in Nürnberg Schießpulver verfertigt und zu seinem Gebrauch grobes Geschütz hergestellt. In dieser Zeit kamen auch die Spielfarten auf und mit ihnen die Formschneidekunst, worin die Klöster zunächst ein treffliches Gegenmittel erkannten, das Volk mit Heiligenbildern zu beschenken.

Die dritte Epoche der Gothik von 1400—1530.

Im 15. Jahrhundert fängt die Architektur an, von ihrer Höhe herabzusinken. Zwei Extreme treten in dieser Zeit hervor. Einmal vergißt man über dem Ganzen das Einzelne, die Ausführung und Anwendung schmückenden Details, daher bieten viele Bauten nackte Pfeilerformen, kahle Wände, tote Flächen dar. Zum andernmal nimmt man nur Bedacht auf künstlerisches Detail, auf mannigfachste Dekoration und vergißt darüber die Konstruktionsformen. Es ist ein ewiges Schwanken zwischen Ueberladung mit Ornamentik und zwischen Nüchternheit. Dabei setzen die Leistungen in technischer Hinsicht in Erstaunen, nicht minder die Handhabung des Circels und die hohe Zweckmäßigkeit. Die Dekoration hat wahre Perlen der Spätgothik aufzuweisen.

Unter schwäbischem Einfluß entsteht in Dinkelsbühl von 1444—99 die herrliche Georgskirche, eine der großartigsten Hallenkirchen in Deutschland. Die Dimensionen sind bedeutend, die schlanken Verhältnisse schön und wohlthuend. Gebaut wurde sie von den beiden Elser Niklas, Vater und Sohn.

In der „herrlichen“ Reichsstadt Rothenburg wird an der Jakobskirche eifrig fortgebaut und zwar der Westchor und das Kreuzgurtengewölbe. In derselben Zeit entstehen daselbst noch die Johanniter- und die Koppelzellerkirche.

Ansbach erhält in der Johanniskirche einen großartigen Sandsteinbau mit drei Schiffen. Interessanter aber ist der Chor der Gumbertuskirche, welcher als Ritterkapelle des Schwanenordens berühmt ist. Eichstätt baut am Ostchor und am Kreuzschiff des Domes fort. Herrlich erscheint der spätgothische Teil des Kreuzganges, eine Doppelhalle mit grandiosen Fenstern, herrlichen, fast unvergleichlich reichen Mittelsäulen und üppigem Gewölbe mit Schlußsteinen. Schwabach erhält seine Hauptkirche von 1469—95. Kleinere Kirchen werden gebaut in Pappenheim, Roth, Markterlbach, Emskirchen, Hersbruck, Ottensoos u. v. a.

Mittel- und Glanzpunkt wie des politischen und gewerblichen, auch so des künstlerischen Lebens ist Nürnberg. Der Grundstein zum Hauptbau von St. Lorenz, dem großartigen Chor, wird 1439 gelegt. Nach dem Plane Konrad Korißers von Regensburg bauen Konrad Heinzelmann u. a. daran. Der prächtige Bau wird 1477

eingeweiht. — Die beiden Türme der Westseite St. Sebalds werden 1481 von Meister Heinrich Rugler von Nördlingen neu aufgeführt. Von kleineren Bauten nennen wir nur die Holzschuher'sche Rundkapelle auf dem Johannis Kirchhof.

In Bamberg wird von 1399—1421 der neue Kreuzgang mit schönen Maßwerckenfenstern, reichem Rippenwerk und Schlußsteinen am Gewölbe gebaut. Ein vorzüglicher Baumeister der Stadt ist Hans Forchheimer 1452—73.

Eine Menge gothischer Kleinbauten umgibt die Kathedrale, die Pfarrkirchen von Hallstadt, Volsbach, Staffelsstein, Lichtenfels, die zwei Kirchen von Kulmbach u. a.

Die Bairer Hauptkirche ist ein merkwürdiger dreischiffiger Bau. Der herrliche majestätische Kreuzgang des Klosters Himmelsfron ist mit einem Kautengewölbe überspannt, das auf Halbsäulen ruht. — Die übrigen Bauten der Gegend werden dem Fichtelgebirge zu immer ärmer, einfacher und niedriger. Wir nennen die Kirchen zu Münchberg, Marktschorgast, Weißenstadt und Wunsiedel. Hof hat den bedeutendsten Kirchenbau des bairischen Nordens, eine freilich sehr entstellte Halle mit zwei massiven Westtürmen. In Würzburg wird die Bauthätigkeit 1424 am prachtvollen Kreuzgange des Domes fortgesetzt. Den Bau leitet Steinmeyer Wolfgang von Königshofen in Franken. Die Hauptbauübung erfordert noch immer die Marienkirche, an ihr baut Meister Walz von 1434—41, Meister Eberhard Friedberger 1460, Vinhart Strohmaier 1470 und Hans von Königshofen. Von allen Seiten eilten Steinmeyer herbei um mitzuhelfen und zu lernen am vielbewunderten Turmbau.

In und um Würzburg entstehen gleichfalls gothische Kirchen; in Himmelsporten steht noch ein zierlicher Kreuzgang; in Unterzell Kreuzgang und Kirche, in Ritzingen die schöne Pfarrkirche, die eine herrliche Empor mit brillanten Gurten, Schlußsteinen und phantastischen Konsolen und schöne Portale hat; Königshofen besitzt zwei gothische Kirchen, Marktbreit die Nikolauskapelle von 1433, Rothenfels eine spätgothische Kirche mit schönen Fenstern und einer Rosette, Miltenberg die Laurentiuskapelle, Aschaffenburg die Agathen-, Michels- und Spitalkirche.

Die Profanarchitektur schafft wunderbare Werke, stattliche Rathhäuser, zierliche, giebel- und erkerreiche Bürgerhäuser, feste Thore und

Stadttürme. Die schönsten gothischen Rathäuser hat Weißenburg, Hallstadt, Nürnberg (teilweise Renaissance). Muster von Privathäusern finden wir in Rothenburg, Nürnberg (Pfarrhof von St. Sebald), Ochsenfurt und Karlstadt; Schloßbauten in Mainburg, in Nürnberg und in Kulmbach. Als besterhaltene Beispiele gothischen Stadtbaues mit Schutzmauern, Thoren und Türmen nennen wir Rothenburg, Windsheim und Nürnberg — Die dekorative Architektur feiert in dieser Epoche ihre höchsten Triumphe. Altäre, Sakramentshäuser, Kanzeln und Taufsteine wurden nirgends pracht- und kunstvoller als in Franken gefertigt. Von Altären seien genannt: Eichstätt mit dem herrlichen Steinaltar über dem Grabe der hl. Walburga, Dinkelsbühl mit sieben Flügelaltären, Rothenburg mit dem Hochaltar und dem hl. Blutaltar in der Jakobskirche, Ansbach mit einem Flügelaltar in der Ritterkapelle, Anhausen bei Wassertrüdingen mit einem köstlichen Altar, ferner Weißenburg, Heilsbronn, Schwabach u. a. Nürnberg aber ist die reichste Stadt an gothischen Altären, St. Lorenz hat sechs, St. Sebald den Deokaraltar von 1425 und sieben andere Flügelaltäre, die Marienkirche drei u. s. f. Von Sakramentshäuschen erwähnen wir das herrliche zu Dinkelsbühl, das zu Heilsbronn, zu Schwabach und die Perle unter allen, das zu St. Lorenz in Nürnberg. *)

Unsere Epoche ist überreich an Skulpturen, die zum Teil noch von der Architektur abhängig, in Ausdruck und Stellung gezwungen und unfrei sind, zum Teil aber in vollkommener Freiheit und Selbständigkeit vom Künstler geschaffen wurden. Waren die früheren Gebilde idealistisch, so werden sie jetzt mehr realistisch, besonders mit Beginn des 16. Jahrhunderts. Entsprechend dem aufgeregten, politischen und religiösen Leben werden auch die Gestalten immer bewegter, leidenschaftlicher, die Gewänder immer unruhiger, reicher, schroffer, am Ende der Epoche ist die Kunst nur mehr bloße Wiedergabe der derben gemeinen Wirklichkeit ohne Anmut und Verklärung. Auch in der Plastik zeigt Franken die großartigste Entwicklung. Die reiche, industriöse Bürgerschaft Nürnbergs bethätigt ein reges Kunstleben. Die Zahl der Bildhauer und Schnitzer ist erstaunlich groß; aber alle überragt Adam Kraft. Sein Fleiß war so ernster und bescheidener Art, daß er noch in

*) S. unten S. 43.

seinen alten Tagen mit seinen Freunden Peter Bischer und dem Kupferschmied Sebastian Vindenast an Feiertagen sich im Zeichnen zu üben pflegte. 90 Jahre alt verschied er einsam im Spital zu Schwabach 1507. Seine Arbeiten sind zahllos. Er kleidete seine Figuren in das Gewand seiner Zeit, was nicht wenig zu ihrer Volkstümlichkeit beitrug; ferner sind sie kurz, wie der Menschenschlag, den er vor sich hatte und sein Gefält knitterig, wie es der niederländische Einfluß und das Streben nach malerischer Wirkung mit sich brachte. Wir nennen nur einige:

Die sieben großen Passionsbilder auf dem Wege zum Johanniskirchhof sind großartig und ergreifend, vor allen das siebente macht einen gewaltigen Eindruck (1490).

Das Denkmal der Schreyer'schen Familie am Aeußern des Ostchores von St. Sebald sind tiefempfundene, bewundernswürdige Passionsbilder (1492).

Das Sakramentshaus im Chor von St. Lorenz wird von den Statuen des kräftigen Meisters und seiner zwei Gefellen getragen, steigt als organisches Gebilde 19m in die Höhe, treibt Figuren gleich Blüten hervor, um endlich in einer hirschenstabähnlichen Blume abzuschließen (1496—1500). Sein letztes Werk ist die großartige Grablegung in der Holzschuherkapelle am Johanniskirchhof, ein würdiger Schluß des großen Meisters, der immer wahre und charaktervolle Gestalten schuf, wenn sie auch häufig bürgerlich derb und eckig erscheinen.

Würzburg hatte ebenfalls eine Menge trefflicher Meister, der trefflichste aber war Tillmann Riemenschneider, geboren zu Osterode am Harz, kam als Geselle nach Würzburg, ward 1483 in die Zunft der Maler, Bildschnitzer und Glaser aufgenommen. Von seinen vielen Werken seien nur einige genannt. Er fertigte 1491 für die Marienkirche die Statuen Adam und Eva, dann von 1501 an die 12 Apostel, das Grabmal des Bischofs Rudolf von Scherenberg, großartig und mit unsäglichem Fleiß bis auf die Stickerei ausgeführt. Sein berühmtestes Werk ist das Hochgrabmal des hl. Kaiserpaares Heinrich und Kunigunde im Dom zu Bamberg, vollendet 1513. Das Ganze ist sehr malerisch und lebendig, technisch von hoher Vollendung. Riemenschneider steht würdig neben Adam Kraft. Er starb 1531.

Eine große Zahl von Grabsteinen, oft von entzückender Schönheit, finden wir allerwärts, in Würzburg den prachtvollen Grabstein des Bischofs Johann von Egloffstein (1415).

In Holzschnitzwerken ist der hervorragendste Meister Veit Stöß in Nürnberg. 1477 ging er nach Polen und kam 1496 wieder nach Nürnberg. Eine geniale, aber leichtsinnige, leidenschaftliche und veränderliche Natur, kam er in arge Konflikte. In einem Prozeß fälschte er das Siegel und darauf stand die Todesstrafe. Auf viele Fürbitten hin ward ihm das Leben geschenkt, aber vom Henker auf beide Backen gebrandmarkt 1503. Er lebte sehr mäßig, trank nie Wein und starb 95 Jahre alt und erblindet in Nürnberg 1533. Wir bewundern ihn nicht bloß als Schnitzer, Bildhauer und Kupferstecher, sondern auch als Mechaniker und Bautechniker, er war ein Mann von seltener Produktivität. In Nürnberg ist von ihm das Mittelstück des Welseraltars in der Frauenkirche, eine herrliche Madonna mit Engeln (1504), dann der große Rosenkranz in der Lorenzkerkirche 1518, ferner ein großes lebenswahres Kruzifix mit Johannes und Maria in der Sebaldußkirche (1526), und die wunderbar feine Krönung Mariä in der Burgkapelle. Heilsbrunn hat ein ergreifendes Ecce homo-bild von ihm.

Die vielen Schnitzwerke des 15. Jahrhunderts, die in Mittel- und Oberfranken vorkommen, stammen von Bildschnitzern aus Nürnberg. So hat Hersbruck einen Hochaltar mit Figuren, Schwabach einen noch reicheren vom Jahre 1495, Heilsbrunn den Altar des Markgrafen Friedrich IV. von 1500 von hoher Schönheit; Rothenburg hat Meisterwerke der Holzschneidekunst, der Hochaltar der Jakobskirche zeigt im Schreine ein Kruzifix und sechs Statuen unter Baldachinen in trefflicher Farbenfassung von einem Adel, einer Großartigkeit und Einfachheit, daß wenige Werke ihnen vorzuziehen sind. Neustadt an der Aisch hat einen Altar mit einem kostbaren Relief des Todes Mariä, das voll Anmut, Reiz und Wahrheit ist; die Ritterkapelle in Ansbach einen Altar mit herrlicher Madonna, Münchaurach desgleichen u. s. f.

Zum Schluß sei noch das weltberühmte Standbild einer betenden Maria, in der Landauerbruderhaus-Kapelle genannt. Dieses Bild hat von jeher alle Welt entzückt. Wir kennen keinen

einzigem Meister, dem wir dies Werk auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zuschreiben dürfen, es ist für alle zu gut. Die Reinheit und der Fluß der Gewandung paßt nicht in unsere Zeit. Doch bleibt uns nichts anderes übrig als auf einen Einfluß Peter Vischers zu raten.

Die Metallarbeiten der Rotgießer, Glockengießer, Goldschmiede und Eisenarbeiter Nürnbergs haben weitaus den Vorzug vor allen andern. Die berühmteste Rotgießerfamilie ist die der Vischer. Peter Vischer, geboren etwa 1455, machte sein Meisterstück 1488. Er war eine einfache, untersekte, gedrungene Gestalt, mit reichlichem Bartwuchs und feuersprühenden Augen, unablässig beschäftigt, dabei unterstützt von seinen fünf Söhnen.

1493—95 arbeitete er an dem Grabmal des Bischofs Heinrich III. von Bamberg. 1507 fing er das unsterbliche, schon von Zeitgenossen besungene, Werk des Tempelbaues über dem Grabe des hl. Sebald an, und vollendete es 1519. Das Werk hat an Naturwahrheit, Reinheit der Ausführung im Gusse, an Tiefsinn und Reichtum von Ideen wenige seinesgleichen. Hier ist schöne Einheit von Idealismus und Realismus; alle Gestalten mit Ausdruck und Bewegung sind der Natur abgelauscht; alles atmet edle Einfachheit, Großartigkeit, Harmonie; alles Kleinliche, Eckige, Manierierte ist durchaus vermieden. „In dem wunderbaren Prachtwerk des Sebaldsgrabes hat, wie es scheint, Peter Vischer bildlich haben aussprechen oder andeuten wollen, wie das edlere religiöse Gefühl und eine höhere Welt, die in den Aposteln- und Prophetenfiguren, in den Engeln und endlich dem Christkinde, das als Heiland den Gipfel des ganzen Gedankenaufbaues bildet, vertreten und versinnlicht wird, stets erhaben und in uns siegreich sein solle über das, wenn auch noch so anmutige und ergötzliche Treiben und den Kindertand der irdischen Sinnenwelt, deren Gebilde er deshalb mehr an den untern Teilen seines Kunstwerkes verteilte und hier in desto reichlicherer Fülle, als das uns umgebende Mitleben so überschwenglich reich daran ist und — untwiderstehlich zum Mitgenuß auffordernd — oft schwer zu einer höheren Anschauung gelangen läßt.“ (Rettberg.) Viele Werke Vischers kamen nach Böhmen, Ungarn, Polen und zu den Fürsten des Reichs. Der große Meister starb 1529.

Ein guter Schüler Peter Vischers war Pankraz Labenwolf, der das Gänsemännchen auf dem Brunnen zu Nürnberg neben der Frauenkirche goß, Hegels Lieblingsfigur, voll Humor und Wahrheit. Die Werke der Goldschmiede Nürnbergs gingen durch ganz Europa.

Die Malerei war wohl allseitiger zu keiner Zeit geübt worden als in der Epoche. Die Werke bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts sind noch idealistisch, auf Gold oder einfarbigem Grund in Tempora gemalt, die Gestalten hoch und schlank, die Gesichter rund und jugendlich; es ruht auf ihnen ein Abglanz himmlischer Seligkeit, deshalb macht sich die Körperform nur nebenher geltend, die Verschiedenheit der Gesichter ist unbedeutend, da die Gefühle und Leidenschaften nur obenhin den reinen Spiegel dieser Seelen berühren. Etwa von 1450 an macht sich der Realismus geltend in Form, Farbe und Perspektive; die Gestalten werden immer mehr der Wirklichkeit ähnlich; um 1500 fällt der Goldgrund, und die Landschaft erscheint, mit ihren Gestalten und Reizen realistisch ausgeführt.

Franken überragt auch in Leistungen auf dem Gebiete der Malerei die übrigen bairischen Lande. Wunderbare und viele Werke gingen von Nürnberg aus.

Aus der ersten Zeit unserer Epoche stammen: die Madonna mit dem Kinde an der Sakristeiwand von St. Lorenz, die Gemälde am Hochaltar der Frauenkirche, denen ähnlich der Haller'sche Flügelaltar bei St. Sebald, die Bilder am Deokaraltar bei St. Lorenz, eine Kreuzigung im Dome von Eichstätt (1437), die Gemälde am Hochaltar zu Weißenburg von 1447. Die Apostel hier, großartige Gestalten mit Goldblumen auf den Gewändern, zeigen schon realistische Auffassung.

Mitte des 15. Jahrhunderts macht sich der Einfluß van Eycks geltend. Michael Wohlgemuth, zu Nürnberg 1434 geboren, hat sich während seiner Wanderschaft wahrscheinlich in den Niederlanden aufgehalten. 1474 kommt er als Bürger zu Nürnberg vor, stirbt 85 Jahr alt 1519. Er ist kein universeller genialer Künstler, sondern ein noch ganz ehrbarer zünftiger Meister, seine Frauengestalten haben noch oftmals die Unschuld, Milde und Anmut der Heiligen älterer Meister, aber die Auffassung besonders der Henker und Soldaten ist meistens verzerrt, eckig und häßlich. Ihm werden

viele Bilder zugeschrieben. Die trefflichsten Gemälde von ihm sind auf dem Altare in Heilsbronn.

Alle Maler aber, so viele ihrer auch sind, treten zurück vor dem großen Schüler Wohlgemuths, vor Albrecht Dürer. Mit ihm erreicht die fränkische Schule, ja die deutsche Malerei ihren Höhenpunkt. Geboren im Mai 1471 war er das 3. unter 18 Kindern. Er mußte erst die Goldschmiedkunst bei seinem Vater erlernen, der unabwiesbare Drang zur Malerei brachte ihn 1486 zu Wohlgemuth. Nach dreijähriger Wanderschaft verheiratete er sich zu Nürnberg 1494, ging 1506 nach Venedig, Padua, selbst nach Bologna, wo sich Michel Angelo eben aufhielt. Von italienischen Einflüssen ist an seinen Werken aber nichts zu gewahren. Nach seiner Rückkehr war er trotz geringen Gewinns unermüdlich beschäftigt. 1521 machte er eine Reise nach Köln und den Niederlanden, ward in Antwerpen und Gent hoch gefeiert; starb 1528 im 58. Lebensjahr, tiefbetrübt und hochgerühmt von den größten Männern der Zeit. Er war ein Mann von tiefer Religiosität, Luthers Lehre eifrig zugethan. Neben seiner Pietät gegen die Eltern muß besonders seine Wahrheitsliebe, die deutsche Treue, die adelige Freigebigkeit, die Liebenswürdigkeit im Umgang und die Milde in Beurteilung anderer hervorgehoben werden. Er war ein Muster deutschen Fleißes; eine schöne Seele im schönem Leibe; sein Körper war hoch und wolgebaut, sein Antlitz erhaben, sinnig und gütig, ein langes Lockenhaar wallte vom Haupte reichlich über die Schultern herab. Und nun diese Vielseitigkeit! Er war nicht bloß Maler, sondern auch Zeichner, Kupferstecher, Meßer in Zinn und Eisen, Graveur, Bildhauer, Goldschmied, Buchdrucker, Architekt und Schriftsteller.

„Kein Künstler war so deutsch wie Dürer, kein Kunstwerk spricht das Wesen deutscher Kunst so entschieden aus, wie die seinigen und bei keinem Meister wird uns so klar, wie bei ihm, daß weniger die sinnliche Erscheinung als vielmehr die sittliche Würde das Wesentliche der deutschen Kunst ist.“

„Dürer verschmäh't es absichtlich die Formen der Natur willkürlich zuzustutzen, und wir müssen dies seiner übrigens so großartigen Eigentümlichkeit und seiner heiligen Achtung vor dem Geringsten in der Natur zuschreiben.“ Namentlich ist hier Dürers Auffassung von der Würde der Frauen hervorzuheben, ganz sittlich, ganz deutsch:

das schönste Weib ist ihm nicht sowohl die Jungfrau als vielmehr die Mutter und alle seine Marien sind keine sinnlich schönen Jungfrauen, sondern ächte deutsche Mütter. Der höchste Beruf des Weibes und seine höchste Würde ist — Mutter zu sein. — Eines hatte Dürer vor vielen voraus, ohne dieses Eine hätte er auch das nicht werden können, was er war, das Evangelium. Er trat als der größte evangelische Maler auf, der jemals lebte, mit einer Großartigkeit, welche ihn über alle seine Zeitgenossen erhob. *)

Das älteste Bild ist das seines Vaters, sein letztes das des Weltheilandes. Das älteste größere Gemälde ist der Baumgärtnerische Altar (Pinakothek in München). 1500 malte er sein eignes herrliches Bild, 1511 ein Allerheiligen Bild, jetzt in Wien, 1513 das Porträt seines 79jährigen Lehrers Wohlgemuth; 1521 die großen Wandbilder im Rathaus zu Nürnberg. Den größten Ruhm erlangten die Bilder der vier Apostel, welche Dürer 1526 seiner Vaterstadt Nürnberg zu seinem steten Gedächtnis verehrte und die man die vier Temperamente nennt. Jetzt sind sie in der Pinakothek zu München. Die beiden Gestalten des Paulus und Johannes gehören zum Vollendetsten, was die Malerei geschaffen. In den einfachsten Formen ist die höchste Wahrheit wiedergegeben, alles Kleinliche vermieden und in Auffassung des Ganzen, in der Charakteristik, in ruhigem, großartigem Faltenwurf der Mäntel, in der Mannigfaltigkeit des Kolorits ist Unübertreffliches geleistet.

In den Handzeichnungen hat er den Reichthum seiner Ideen und seine Meisterschaft in der Formgebung am besten bekundet. Das größte und vollendetste Werk der Art ist das Gebetbuch Kaiser Maximilians in der Hofbibliothek in München. Es ist mit Federzeichnungen versehen, in denen sprudelnder Humor, hohe Erfindungsgabe und feiner Geschmack sich aussprechen. Pflanzenformen, Geringel, Tiere, profane Personen und Heilige erscheinen im buntesten Wechsel. Es ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kulturgeschichte der Zeit.

Von seinen Kupferstichen und Radierungen hat Bartsch 105 aufgezählt, von Holzschnitten 170. Unter letzteren stehen obenan die 15 großen Blätter zur Apokalypse, die er als Mann

*) v. Rettberg, Nürnbergs Kunstgeschichte S. 106 u. a. D.

von 27 Jahren herausgab. Tiefsinnige Kupferstiche sind der Ritter ohne Furcht und Tadel und die Melancholie (1514). Kurz, Dürer war ein Künstler, dessen Einfluß sich über die ganze civilisierte Welt erstreckte.

Von den vielen Meistern Frankens sei nur noch einer genannt, Lukas Kranach, 1472 zu Kranach geboren, kam er 1504 nach Wittenberg, wo er Hofmaler der Fürsten war und dazu ein begeisterter Anhänger der Reformation; er starb 1553 in Weimar. Als Künstler zeichnen ihn aus eine ungemeine Erfindungsgabe, bewundernswürdige Leichtigkeit im Schaffen, kindlich naive, oft genremäßige Darstellung, höchst lebendiges, blühendes Kolorit. Seine Hauptwerke sind der Altar in Schneeberg, einer in Weimar, ein Altarbild in Wittenberg, das treffliche Bild der Ehebrecherin vor Christus in der Pinakothek in München. Kupferstiche, Handzeichnungen und Holzschnitte hat er in großer Fülle geschaffen.

Die Glasmalerei machte in dieser Epoche große Fortschritte. Seit dem Ende des 15. Jahrh. bringt sie selbständige Bilder hervor, vollständige historische Tableaux oder kolossale Gestalten mit landschaftlichem Hintergrund. Zu den berühmtesten Meistern in Nürnberg gehören die Familie Hirschvogel und Martin Gruberger und die schönsten Werke der Welt besitzen die beiden Kirchen St. Lorenz und Sebald. In Bamberg war als Glasmaler Wolf Raßheimer berühmt. Rothenburg in seiner Jakobskirche, Münnerstadt, Ochsenfurt und andere haben Glasgemälde dieser Zeit.

Die Miniaturen stehen würdig den ersten Tafelgemälden zur Seite. Nirgends gab es so viele Illuministen als in Nürnberg. Wir nennen Hans Braktis (1473) und die Nonne Margaretha Karthäuserin (1450 — 99). Die berühmtesten waren Georg Glockenton und seine Söhne und Töchter. Einer seiner Söhne schuf unter Dürers Leitung für den Erzbischof und Kurfürsten Albrecht von Mainz 1524 das große Missale, das jetzt in Aschaffenburg ist. —

Unter der Regierungszeit Maximilians I. (1493—1519) brachten alle Künste, wie wir gesehen haben, herrliche Gebilde hervor, nur die Baukunst hatte bereits das Schönste geleistet und Hans Beer. Hans Behaim d. ä. waren bemüht, den dahin schwindenden mitteldeutschen Geist zu fesseln. In dieser Zeit wurden auch die bedeut-

endsten Erfindungen gemacht, die sprechendes Zeugnis geben von den Leistungen emsiger Gewerbsthätigkeit in Nürnberg. Früher schon, 1444 erfand Heinrich Draßdorf die Pedalorgel. Hans Meuschel verbesserte die Posaune 1498, Peter Henlein oder Hele † 1542 erfand die „Nürnberger Eier“ oder die Taschenuhren; Hans Danner war berühmt durch seine Hebezeuge und Schraubenwerke; Erhard Eklaub durch seine Kompassse; Johann Stabius zeichnete die Sonnenuhr an der Lorenzkirche 1502; Albrecht Dürer erfand neben der Radirnadel (1512) den harten Aetzgrund; Johann Schoner fertigte 1514 seine Erdfugel; ein unbekannter Schlossermeister erfand das deutsche Radschloß für das kleine Gewehr, Hans Robjinger die hölzernen Blasbälge, Leonhard Danner die Brechschraube, welche ganze Mauern niederriß u. s. w. Nebenbei mag auch bemerkt werden, daß Nürnberg das erste Straßenpflaster 1368 erhielt, was jedoch erst 1507 vollendet ward.

Wie sehr in Folge steigenden Wohlstandes die Ueppigkeit und Prunksucht überhandnahm, beweist, daß der Rat sich hie und da genötigt sah, dem Kleiderstaat Grenzen vorzuschreiben, so z. B. das Bedecken der Leichen mit Goldstoff, Sammt- oder Seidengewand zu verbieten 1425. Johann von Kapistran eiferte öffentlich gegen die Schlitten, Wulsthauben und Schnabelschuhe 1452.

Literatur zur Zeit der Gothik von ca. 1260—1530.*

Mit dem Untergang der Hohenstaufen geht auch der Minnegefang unter. Die Gesinnung Rudolfs von Habsburg und seiner Nachfolger war mehr auf Länderewerb als auf poetischen Genuß gerichtet und wie der Kaiser keinen Sinn für Poesie hatte, so zeigten bald die andern deutschen Fürsten ebensowenig Neigung für sie, kein Wunder, daß der Gesang auf Burgen und in Fürstenhäusern verstummte. Die Ritter, durch keinen größern und höhern Gegenstand, wie es früher die Kreuzzüge waren, gefesselt, ihr Inneres durch kein Ideal gehoben, sanken herunter in Egoismus, und so erstand Faustrecht und Raubleben.

* R. Gödke und J. Tittmann, Dichter des 16. Jahrhunderts. 12 Bde.

Und wie das politische Leben zur Thatlosigkeit, zum Egoismus und zur Roheit herunter sank, so nicht minder das kirchliche und sittliche.

Das Wachstum der bildenden Künste während des 14. und 15. Jahrhunderts darf zu nicht geringem Theil als das Erzeugniß der Poesie der vergangenen Periode angesehen werden.

Während aber die politische Macht des Kaisers, der Fürsten und der Ritter mehr und mehr an Bedeutung verlor, erhoben sich, wie wir das bereits erwähnten, die Städte mit ihrem Gewerbe und Handel. Allein beide sind der Poesie ebensowenig günstig als die Erfindungen und Entdeckungen. Die Zeit des eifrigen Betriebes sogenannter exakter Wissenschaften ist niemals weder eine sittlich noch eine poetisch große Zeit. Deshalb ging der tiefen sittlichen die tiefste poetische Verwilderung zur Seite.

Die spitzfindige und mit bewundernswürdigem Scharfsinn cultivierte Philosophie, die Scholastik, begann im 14. Jahrhundert in Deutschland bekannter zu werden. Auch sie war der Poesie nicht hold. Und als die Poesie tief genug gesunken war, kam im 15. Jahrhundert das Wiedererwachen der klassischen Literatur und jetzt war's vollends um unsere vaterländische Dichtung gethan. Die Gelehrten schämten sich ihrer Muttersprache, sie übten lateinische Poesie.

Doch sehen wir zu, was an poetischen Erzeugnissen hervor gebracht ward.

Das Volksepos lebte noch im Bewußtsein des niedern Volkes fort, allein wie das Volk, von den Besten seines Stammes verlassen, immer roher wurde, so verlor auch das Epos, die Fugen lösten sich, die Darstellung wird unbeholfen breiter und doch dürftiger.

In der Dresdener Bibliothek befindet sich eine Handschrift mit einer Reihe von Gedichten, hinter deren neuntem geschrieben steht: Sub anno dei 1472 Jar. P. M. R. v. d. r. Laudetur sancta trinitas deo dicamus gratias. Noch crist geburt 1472 Jar ist es geschriben worden von mir Kaspar von der roen purdich von munerstat in franken. In festum pasce das ist die osterliche zait. Das Buch enthält Ortnit, Wolfdietrich, Eck, Rosengarten, das Meerwunder, Sigenot, Ekels Hofhaltung, Herzog Ernst, Laurin, Dietrich und seine Gefellen, Hildebrant. „Das harte Urteil,

daß W. Grimm über Kaspar fällt, daß der beschränkteste Meisterfänger des 15. Jahrhunderts den besten Dichtern des 13. Jahrhunderts näher stehe, als dieser rohe Bearbeiter der alten Quelle, und daß die Heldenfage aus den edelsten in die gemeinsten Hände gefallen, kann ich, sagt R. Gödke, nicht unterschreiben. Es ist wahr, er thut sich laut etwas darauf zu gut, daß er tüchtig abgekürzt und viele unnütze Worte weggelassen hat und er mag mit seinen Quellen nicht allzu glimpflich umgegangen sein, die Vergleichung zwischen dem Rosengarten des Heldenbuchs und seiner Bearbeitung u. s. w. mildert jedoch jenes herbe Urteil sehr bedeutend. Kann man sich über die allerdings abschreckende Sprache dieser Gedichte wegsetzen, so wird man im einzelnen feine und frische Züge bewahrt finden, deren Beibehaltung nicht eben auf die gemeinsten Hände hinweist. Im allgemeinen darf man annehmen, daß Kaspar die poetischen Motive zu würdigen verstand und so weit es die Abkürzung gestattete, auch schonend behandelte."

Thuerdank ist von Kaiser Maximilian I. verfaßt, von seinem edlen und frommen Kaplan, dem spätern Probst der Sebalduskirche in Nürnberg, Melchior Pfünzing (1481—1535) überarbeitet und 1517 mit Holzschnitten gedruckt erschienen. In diesem unbehilflichen und trockenen Reimwerk schildert Maximilian seine eigenen Jugendschicksale unter dem Bilde einer Brautfahrt.

Nachdem sich die Ritterwelt von der Poesie losgesagt hatte, geriet die Lyrik in die Hände der Meister, aus dem Minnegesang ward der Meistergesang. Meistersängerschüler existierten bereits Mitte des 15. Jahrhunderts meist in süddeutschen Städten, wie in Nürnberg.

Dem Meistergesang gegenüber entwickelte sich eine andere Art Lyrik von ungleich höherer Bedeutung: das weltliche Volkslied. Hier kam der ungekünstelte, frische, oft derbe und heftige, aber immer lebendige und nicht selten hochpoetische Laut der Volksfreude und des Volksleides zum Ausdruck. Das Volkslied entsteht im 14. und blüht bis in das 16. Jahrhundert hinein. Die Stoffe vieler Volkslieder sind historisch, es werden Begebenheiten besungen, so der Raubritter Eppelin von Gaila und der Landfahrer Schüttenfamen, zunächst in und bei Nürnberg.

Gar mannigfaltig sind die Volkslieder, es gibt Liebes-, Wein-, Gesellschafts-, Landsknechts-, Wander- u. a. Lieder. Verwandt damit sind die Gesprächslieder und die zahlreichen Weingrüße und Weinsagen.

Die didaktische Poesie ist auch in unserer Zeit thätig. Hugo von Trimberg aus dem Würzburgischen (1260—1309), Schulmeister am Collegiatstift der Theurstadt vor Bamberg, dichtete ein großes Lehrgedicht, eigentlich eine allgemeine Strafpredigt, der Kenner war neben Freidanks Bescheidenheit das angesehenste Lehrgedicht des deutschen Mittelalters. Hugo bringt treuherzig vor, sagt W. Grimm, was ihm gerade einfällt, ohne Auswahl der Gedanken und Worte.

In diese Periode fällt der Anfang der deutschen dramatischen Poesie. Wir haben es hier bloß mit den Schwänken und Faßnachtspielen eines Hans Rosenblüt und eines Hans Folz zu thun. Ersterer, ein Wappenmaler in Nürnberg, wegen seiner losen Reden der Schnepperer genannt, lebte Mitte des 15. Jahrhunderts; letzterer, aus Worms gebürtig, war in Nürnberg als Barbier ansäßig um 1480. Der Bürgerstand der großen Städte muß eine Schamlosigkeit der Sitten geduldet und für unanstößig gehalten haben, von der man sich schwerlich einen Begriff macht, wenn man nicht die Schwänke dieser Dichter gelesen hat. Neben den groben Unflätigkeiten beider nehmen sich ihre blumenduftenden Meisterlieder seltsam genug aus.

Es ist ein bewährter Satz, wo die Poesie niedergeht, geht die Prosa auf. Nächst der historischen Prosa, die in den Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts vertreten ist, müssen wir vornehmlich die didaktisch-asketische der mystischen Theologie nennen.*) Diese überbietet an Feinheit, Weiche und Gefügigkeit die erstere weitaus. Die Mystik ist der Gegensatz zur Scholastik. Wie diese ausdrücklich auf das Wissen und auf Gelehrsamkeit gerichtet war, so drang jene auf Ausbildung des inneren Menschen. Diese Innerlichkeit, diese Stärke und Wahrheit der Empfindung drängte die Mystik zum ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache hin, in welcher allein der Mensch innerlich wahr sein kann, gab ihnen aber auch eine Richtigkeit, Gewandtheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks,

*) Dr. W. Preger, Geschichte der deutschen Mystik.

und eine poetische Färbung der ganzen Rede, die wir noch heute nur bewundern können.

Deutschland ist der eigentliche Boden für die Geschichte der Mystik im Mittelalter. Der Sinn für die unmittelbare Empfindung und Bewahrung des Idealen, welchen wir Gemüt nennen, ist bei keiner Volksnatur reiner, tiefer und stärker als bei der germanischen. Im Gemüt aber hat die Mystik den natürlichen Grund ihres Lebens. Nirgends hat sie sich zu gleich hoher Bedeutung erhoben wie in Deutschland. Welchen Anteil hat nun Franken?

Dr. Preger erzählt in seiner Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter auf S. 135: „In Franken ist es das Kloster der Dominikanerinnen zu Engelthal bei Nürnberg, wo die Mystik schon im 13. Jahrhundert gepflegt wurde. Christine Ebner aus Nürnberg, welche 1289 dort eintrat, und deren visionäres Leben mit dem Jahre 1291 beginnt, hat wie über ihre eigenen Zustände, so über das Leben ihrer Klosterschwester ein Buch geschrieben, welches zeigt, daß sie nicht die erste der visionären Frauen in Engelthal war.“ — Schließlich mögen noch einige Namen berühmter Männer hier Erwähnung finden. 1445 schenkte Konrad Künhofer der Stadt Nürnberg eine Sammlung von Handschriften und begründete damit die Stadtbibliothek.

1471 kam der berühmte Johann Müller, gebürtig von Königsberg bei Würzburg, daher Regiomontanus genannt, als Lehrer der Mathematik nach Nürnberg. Sein Einfluß auf Gewerbe sowie auf höhere wissenschaftliche Bildung ist ganz besonders hervorzuheben. Er fügte zuerst den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten seinem Kalender bei, ließ den ersten großen parabolischen Brennspiegel fertigen, führte den Gebrauch der Tangenten in die Trigonometrie ein, verbesserte die Algebra, behauptete die Annahme von der Bewegung der Erde, verfertigte mathematische und astronomische Instrumente u. s. f. Endlich bildete Martin Behaim um 1492 den ersten Globus in Deutschland. Er war eben auf Besuch bei den Seinigen, nachdem er um 1460 sich auf das Westmeer gewagt und die Insel Faial, eine der Azoren, gefunden, dann 1485 mit einem portugiesischen Schiff zuerst Brasilien und namentlich die Straße von Patagonien entdeckt hatte.*)

* Bessel, Geschichte der Entdeckungen. 2. Auflage S. 69.

Die Zeit der Renaissance und des Rokoko von ca. 1530—1800.

Der Geist des Mittelalters war Kirchlichkeit, Bergeistigung und Verklärung aller Verhältnisse durch das Christentum. Das war der Geist, der die Glanzzeit der mittelalterlichen Kunst erfüllte. Von dieser idealen Höhe sank die Kunst in demselben Grade als sie vom christlichen Geiste sich los sagte und verweltlichte, sie gewann an Körperlichkeit je mehr sie an Geistigkeit verlor.

Da wiedererwachte ein anderer Geist, der Geist der klassischen Literatur des Altertums, und der mußte notwendig auch die architektonische und plastische Kunstwelt des Altertums, deren wunderbare Reste zumal in Italien überall vor Augen lagen, zum neuen Leben erwecken. Man fand vollendet, wohin unbewußt die eigene Kunst strebte. So war in Italien die Renaissance entstanden, in Deutschland finden wir sie ein halbes Jahrhundert später. Auch hier unterscheiden wir drei Epochen. Die erste stellt die eigentliche Renaissance vor und dauert etwa von 1530—1650. Mit einem mal zwar ging das nicht, in Formen und Motiven war die mittelalterliche Kunst noch vielfach zu erkennen, bald aber werden die Gesetze und Gestaltungen der antiken Kunst mit jugendlicher Begeisterung, mit Ernst und Treue aufgenommen und nachgeahmt.

Nachdem aber die Franzosen durch den 30jährigen Krieg tonangebend geworden waren, fand man die antiken Formen zu einfach, zu kalt und leer, man suchte sie in der Architektur möglichst zu beleben durch die bunteste Anwendung von Ziergliedern, von Voluten, Schnörkeln, Blumen, Genien, Festons, Fruchtkränzen u. s. w.. in der plastischen Kunst und Malerei gelangte man auf diese Weise zur Manier und Annatur. Das ist die Zeit des Rokoko von 1650—1770. Der Ueberfülle satt, wollte man wieder zu den einfachen Formen der Antike zurückkehren und indem man die Zierglieder abwarf, that man des Guten zu viel und erhielt den steifen Zopfstil des 18. Jahrhunderts von 1770—1810.

Die Renaissance von 1530—1650.

Statt des gothischen Vertikalbaues kam jetzt wieder der massige Horizontalbau. Dabei wurde die antike Säulenordnung mit ihrem Gebälk angewendet, weniger aber zu konstruktiven als zu dekora-

tiven Zwecken; an Stelle des gothischen Kreuzgewölbes trat das Tonnengewölbe; bei kirchlichen Bauten wurde die dem Pantheon nachgeahmte Kuppel auf das Centrum des Werkes gesetzt. Doch ging das allmählich und so haben wir vorerst eine Art Mischstil. Der Fürstbischof Julius von Mespelbrunn 1573—1618 suchte die Formen der Gothik zugleich mit der einfachen ruhigen Schönheit der Antike zu verbinden. Dieser Mischstil ist all seinen Bauten eigen.

Das Juliuspital mit der Kilianskirche (1580) bildet ein Quadrat mit vier Giebeln und Thürmen, wovon leider nur mehr das Prachtportal mit seinem Bildwerk und einige Gallerien erhalten sind. Daran reiht sich die Restauration seiner Residenz, dann die Erbauung des Universitätsgebäudes (1582—84). Die Universitätskirche ist die eigentliche Repräsentantin des Juliusstils. 1606 ließ er in die Domkirche statt der Flachdecke ein Tonnengewölbe einsetzen.

Wenige Kirchen entstehen zu der Zeit, die Jesuitenkirchen in Eichstätt, Bamberg und Würzburg. Der Renaissancestil ist so recht der Stil für Paläste und reiche Häuser. Der Eindruck solcher Bauten ist reich und reizend. Wir nennen das Peller'sche Haus mit Erfern, Reliefs an der Fassade und den drei übereinander gelegenen Gallerien im Hof zu Nürnberg.

Elias Holl, der berühmte Augsburger Baumeister, baute das Schloß Schönfeld, das Schloß am Willibaldsberg und die hl. Grabkirche in Eichstätt. In Baireuth entstand der stattliche Bau der alten Residenz von 1564—1588, in Aschaffenburg die Residenz 1605—1614, in Roth am Sand das Prachtshloß der Markgrafen von Ansbach. Von Rathhäusern seien genannt: Nürnberg 1616—1619, vor allem Rothenburg ob der Tauber, phantasievoll und reich an Ornamentik, die besonders um Medaillons und Büsten sich schlingt, Kitzingen, Rothenfels, Schweinfurt, Lohr, Marktbreit u. a. D. Eine Fülle köstlicher Renaissancehäuser haben Ansbach, Rothenburg, Nürnberg, Roth, Baireuth, Ochsenfurt und Aschaffenburg. Als Muster eines solchen Hauses sei das Baumeisterhaus in Rothenburg erwähnt.

In der Skulptur wird das Hauptgewicht auf Richtigkeit und Sichtbarkeit der Körperteile, besonders aber auf außerordentliche Bewegung und seltsame Stellungen und Wendungen der

Figuren gelegt. Man muß die Technik an diesen Gebilden bewundern, sonst aber sind sie nüchtern und kalt, ohne Gefühl und Leben. Hat sie doch auch nicht bildende Phantasie, sondern rationierender Verstand erzeugt. Die Kunst will zugleich gelehrt sein, daher die Allegorien, die mythologischen Themen, die nackten Körper, die antike Gewandung. So ist auch die Poesie der Zeit. Die Figuren des obern und untern Ganges im Rathhaus zu Nürnberg sind von Abraham Gras († 1630); die Steinstatuen am Eingange von Leonhard Kern.

Baireuth hat die reichgeschmückte Kanzel der Hauptkirche. Steingrabmäler sehen wir in Ansbach in der Ritterkapelle, in Heilsbronn die der Markgrafen Albrecht Alcibiades 1557 und Georg Friedrich 1603, in Bamberg im Dom und vorzüglich in Würzburg: der Bischöfe Melchior 1558, Friedrich 1573 und des Ritters Sebastian Echter 1575.

In Nürnberg ist ein vorzüglicher Meister im Erzguß, Benedikt Wurzelbauer. Von ihm ist der schöne Brunnen neben der Lorenzkirche. Viele Gußwerke sind auch im Dom zu Bamberg.

Diese Zeit ist die Zeit des Kunsthandwerks. Die Kunst verband sich mit dem Gewerbe aufs innigste, um wenigstens im Kleinen noch ihre Erfindungsgabe und technische Geschicklichkeit zu zeigen. Damals gingen die Pracht- und Schaustücke, womit Fürsten und Reiche ihre Paläste und Sammlungen anfüllten, aus den Werkstätten der Gold- und Silberarbeiter, Tischler, Hafner, Gürtler und Plattner hervor. Sie alle wetteiferten, solche Prachtstücke, Geräte, Geschirre, Kästen, Tische, Öfen, Vasen, Waffen u. s. w. mit aller erdenklichen Zier auszustatten und das alles im Geschmack der Renaissance mit Nischen, Muscheln, Schnecken, Guirlanden, Faunen, Hermen, Karyatiden, Drachen, Genien u. s. f. in bunter Weise. Besonders zeichneten sich die Schreiner in künstlichen Geräten aus. Wie auch sind herrlichere Festwaffen, Rüstungen, Dolche und Degen aus Waffenschmieds Werkstatt hervorgekommen.

In Nürnberg überragte die Familie Jamnitzer alle Goldarbeiter an Ruhm. Das bedeutendste Werk des Wenzel Jamnitzer (1508—85) ist der Tafelaufsatz bei K. Merkel in Nürnberg, jetzt nach Frankfurt am Main verkauft.

Hans Wilhelm Behem (1570—1619) lieferte vortreffliche Schreinerarbeit; er schnitt u. a. 1613 den schönen vergoldeten Leuchter aus Holz im Rathausaale und fertigte die Decke des kleinen Rathausaales.

Unsere Maler haben alle heimatliche Entwicklung vergessen und sind nur äußerer Nachahmung verfallen und zwar ahmen sie mit besonderer Vorliebe Titian, Tintoretto und die venetianische Schule nach, deshalb lassen ihre Gemälde trotz ausgezeichneter Technik und feinen Farbensinnes uns doch kalt. Die Häuser der Vornehmen erhalten im Innern und Aeußern mannigfaltigsten Schmuck durch Gemälde; doch nicht um den Kunstsin, wohl aber um den Reichtum ihrer Besitzer zu dokumentiren. Nürnberg hat viele Meister, doch nennenswerte Werke schaffen sie nicht. Auch in Würzburg ist die Zahl der Maler groß, deren berühmtester, Jakob Can aus Lützen, im Domdechanthof 1566 malte.

Die Kunst des Rokoko und des Bopfes 1650—1800.

Nach dem 30 jährigen Kriege waren alle Kräfte des deutschen Volks aufs tiefste erschöpft, deshalb war man um so mehr der Fremde hingegeben. Wie wir in Politik, Sitte und Mode von Frankreich abhängig waren, so geschah es auch mit der Kunst.

Die Architektur mit den einfachen Formen der Renaissance genügte den prachtliebenden Franzosen nicht, sie wollten Reicheres, Phantasievolleres und das brachte der Rokoko. Bei Anwendung der Bauteile und des Zierwerkes war völlige Willkür und Ausartung. Jede Linie wurde plötzlich gebrochen und in entgegengesetzter Richtung fortgesetzt, so daß alle Wände mit konkaven und konvexen Linien bedeckt sind. Die Säulen werden spiralförmig, Gesimse setzen sich auf Gesimse, Konsolen werden jetzt meist schneckenförmig in allen Richtungen als Ornament angebracht. Bei der Bedachung der Türme und Fenster läßt man die gedrückten und überhöhten Bögen abwechseln, besonders liebt man ruinenhaft abgebrochene Bögen. Den Abschluß der Bauten nach oben bilden häufig Balustraden mit Zwergsäulen, die dann wieder Vasen, Statuen oder Trophäen tragen. Alle leeren Stellen werden mit Kränzen, Fruchtkörben u. a. ausgefüllt.

Daß diese Bauart, in der rein irdischer Prunk, nie aber Erhabenes und Heiliges zum Ausdruck kommt, für kirchliche Bauten

nicht zulässig ist, bedarf keines Beweises. Gleichwohl wurden Dome darnach umgeformt und Klöster erbaut.

Nach dem Versailler Muster baute man Paläste, Residenzen und Lustschlösser. Balthasar Neumann (1687—1753) war als Büchsenmacher und Stückgießer nach Würzburg gekommen, wählte dann die militärische Laufbahn und wurde zuletzt Oberst und zugleich Architekt. Er baute die prunkvolle Schönborn'sche Grabkapelle am Dome zu Würzburg, die Kirche zu Schönthall, zu Vierzehnheiligen und zu Schwarzach (1743), versah die Residenz in Würzburg mit prachtvollen Stiegenhäusern. Das Innere des Domes daselbst hat er mit ungeheurer Verschwendung fast völlig verkleidet und erneuert.

Ein anderer fränkischer Baumeister, J. Diezenhofer, erbaute die etwas nüchterne Residenz in Bamberg, dann die prachtvoll gelegene und geschmückte Klosterkirche Banz zwischen 1712—19.

Die Protestanten haben weniger an ihren Kirchen geändert. Nur in Nürnberg ward die Egidienkirche in diesem Stile (1711—18) aufgeführt. Sie hat zwei niedrige Türme und ausgeschweifte Kuppeldächer, am Außern dorische, im Innern korinthische Säulen und dazu eine Sintflut der entsetzlichsten Schnörkeleien. Der Grundriß ist ein Kreuz, über dessen Mitte sich eine Kuppel wölbt.

Der Residenzbau in Baireuth gehört zu den solidesten und würdigsten der Art, desgleichen die Eremitage und Phantasie Das Opernhaus mit der Halle von oben freistehenden Säulen ist ein merkwürdiger Bau (1747.)

In der 2. Hälfte des 18. Jahrh. bekam man am gepuderten Lockenkopf eben so genug wie am Kokoko. Dort kam der streng geflochtene Zopf und hier die bloße Negation des bisherigen. Der Haß gegen alle Ornamentation, gegen alles Ueberflüssige trieb auf einmal zur nüchternen, phantasielosen Verstandeskunstrichtung, zu monotonen, plumpen, geistlosen Gebilden, zum Zopfstil.

Die Architektur brachte jetzt kahle Wände, Fenster und Thüren mit horizontalem Sturze; höchstens geschah es hie und da, daß man die Einfassungen der Thüren und Fenster bemalte oder die Wände durch Maler in Quader- oder Ziegelformen täuschend abtheilen ließ. Wir zählen viele Kasernen- Schloß- und Klosterbauten.

Die Skulptur und Malerei gingen dieselben Wege wie die Baukunst. Gewaltjamkeit der Affekte, Kühnheit der Bewegung, Unruhe und Aufbauschung der Gewänder, alles bis zur völligen Unnatur ist der Charakter des Rokoko. An Arbeiten für Paläste, Lustgärten und Kirchen fehlte es nicht.

Georg Schweigger in Nürnberg (1613—1690) schnitzte ebenso handfertig wie geschmacklos die geschnörkelten Verzierungen zu der Kanzel der Sebalds-Kirche 1657 und den Christus als Schlangenüberwinder am Tucher'schen Altar daselbst 1659.

Leonhard Kern aus Forchheim († 1663) machte die Statuen der Monarchie für das Rathausportal in Nürnberg.

Die Mehrzahl der Nürnberger Meister gefielen sich bereits in Kleinlichkeiten, Künsteleien und Spielereien, den Vorläufern der Nürnberger Spielwarenfabrikation.

In Bamberg war der gesuchteste Meister der Zeit Mutschelle, der die Bildhauerarbeiten am dortigen Rathause 1744 lieferte.

In Baireuth führte Elias Rantz den seltsamen Figuralbrunnen vor der neuen Residenz aus. Am Schmuck der Residenz zu Würzburg arbeiteten mehrere Bildhauer. Zu den trefflicheren Arbeiten der Zeit gehören die Grabmäler des Bischofs Adolf von Ehrenberg von Philipp Preis († 1681) und vieler Adeligen.

Ungeheuer thätig ist auch jetzt noch das Kunstgewerbe. —

Außer Porträt und Landschaft, welche letztere allgemein in Aufnahme kam, war alles, was die Malerei leistete, Nachahmung. Unsere Maler waren Kopisten.

Joachim von Sandrart, geb. 1606 in Frankfurt, gest. 1688 in Nürnberg, ist nicht bloß einer der fruchtbarsten und begabtesten Maler der Epoche, sondern auch der bedeutendste Kunstschriftsteller. Seine vielen Altarbilder in Eichstätt, Bamberg und Würzburg zeigen ihn als derben Realisten, tüchtig in Komposition und Zeichnung. Sein größtes Bild ist das Festmahl des westfälischen Friedens in Nürnberg (1650). Es ist so angeordnet, daß die Tafel sich schräg nach dem Hintergrunde verkürzt. Dreißig von den 47 Figuren, welche an der Tafel sitzen, sind nach dem Leben gemalt. An den Wänden sind vier Musikchöre abgebildet und während der Marschall allerlei Süßigkeiten umherreichen läßt, sitzt Sandrart selber im linken Vorgrunde des Bildes und zeichnet.

Ein Name verdrängt in Franken fast alle andern, das ist Oswald Dingers aus Mecheln; 1660 kam er nach Würzburg, er malt viele Altarbilder, so zu Heidingsfeld die Kreuzigung.

Einer Kunst muß noch besonderer Erwähnung geschehen, das ist die Kunst des Kupferstichs. Hans Hofmann, ein guter Nachbildner Dürers, arbeitete um 1548—1600, hinterließ ein Bildnis des Hans Sachs. Joh. Sibmacher † 1611 wurde berühmt durch sein Wappenbuch. Eines seiner vorzüglicheren Bildnisblätter ist das des Friedrich Beham.

Jakob von Sandrart (1630—1708) stach Geschichten und namentlich Bildnisse. Hauptblätter von ihm sind der Brand der Vorstadt Roms nach Raphael 1682 und eine hl. Familie nach Bassano.

Gerard Edelinck (1649—1707) ein Niederländer, ist gleichsam als Muster der Kupferstecherkunst zu bezeichnen.

Die Preisler sind ebenfalls lobend zu erwähnen, sie stachen viele Bilder. Karl Guttenberger (1743—92) machte sich nicht allein eine scharfe Zeichnung zur Pflicht, sondern zeigte sich überall als denkender und gewissenhafter Mann, verschmähend die geistlose Nachahmung und bemüht die eigene Bahn, die ihm sein Gefühl und sein gesunder kräftiger Sinn vorzeichnete, zu verfolgen. Seine Werke gehören aber auch zu dem Gediegensten, was die neueren Kupferstecher geleistet. Heinrich Guttenberger (1749—1818) ward der Begründer der neuern Nürnberger Stecherschule durch seine beiden Schüler Friedrich Geißler und Albert Reindel.

Eines Mannes sei hier noch besonders gedacht, es ist Johann Baptist Homann, geboren zu Ramlach bei Mindelheim 1664, gestorben zu Nürnberg 1724. Cellarius ließ ihn zum Stich seiner Karten nach Leipzig kommen. Seit 1710 arbeitete er jedoch selbstständig in Nürnberg. Ihm verdanken wir eine Landkartenammlung, den Homann'schen Atlas. Die Franzosen erhoben seine Stiche über alle gleichzeitigen Leistungen.*)

*) S. Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. S. 673 und Kiehl, Culturstudien S. 3.

Literatur der Zeit der Renaissance und des Rokoko.

Der Feind deutscher Nationalliteratur, der schon in voriger Periode sich gefährlich zeigte, ist jetzt fast vernichtend; es ist die sogenannte klassische Literatur, die griechisch-römische Philologie. Mit ihr wurden auch die Gedanken und Anschauungen der antiken Heidenwelt bei uns heimisch. Die deutsche Sprache war von Deutschen selbst als barbarisch verachtet, lateinisch lesen, schreiben und dichten war höchster Zweck.

Willibald Pirckheimer (1470—1530) war Staatsmann, gründlicher Gelehrter, gewandter Redner, ein feiner, lebensfroher und liebenswürdiger Weltmann, Albrecht Dürers innigster Freund und Förderer († 1530). Ulrich Hutten hat ihm in einer seiner lateinischen Episteln unsterbliches Lob gespendet.

Benedikt Chelidonium, Mönch im Egidienkloster, war lateinischer Dichter.

Coban Hesse kam auf Melanchthons Empfehlung an das Nürnberger Gymnasium. Die Macht, der Reichtum, die Bildung dieser freien Stadt machte auf ihn großen Eindruck, dem er in einer poetischen Beschreibung Nürnbergs Ausdruck gab, wofür ihm der Rat eine Ehrung von 70 Gulden zuerkannte. Doch fühlte er sich in der Handelsstadt nicht in seinem Elemente. Er gehe nicht gerne mit diesen Kaufleuten um, schreibt er seinem Freunde G. Sturz, die nur von Pfeffer und Safran träumen, nur von Gold und nichts von Wissenschaft wissen. 1533 ging er wieder nach Erfurt zurück und starb am 5. Oktober 1541.)*

Joachim Camerarius (1500—74) galt seiner Zeit für den gelehrtesten Mann in Deutschland und war mit Coban Hesse und Dürer innig vertraut.

Hieronymus Baumgärtner (1498—1566) war Melanchthons Schüler und Freund; sein Haus war ein Hauptvereinigungspunkt der gebildeten Welt. Als Gesandter Nürnbergs auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 führte er eine sehr kräftige Sprache.

Der edle und gelehrte Lazarus Spengler, erster Rats-

*) David Strauß: Leben Ulrichs von Hutten; und Karl Krause: Helius Cobanus Hessius, sein Leben und seine Werke.

erster Ratschreiber seit 1507, einer von Dürers und Luthers liebsten Freunden, drang auf Verbesserung von Kirche und Schule.*)

Sehen wir zu, was die deutsche Poesie leistete. War das Epos im völligen Absterben begriffen, so fand die poetische Erzählung als Pfleger den fruchtbarsten Poeten des Jahrhunderts, den Schuster und Meistersänger Hans Sachs. Gerade in der Erzählung bekundet er seine Eigentümlichkeit am vollständigsten und vorteilhaftesten. „Wie einfach und doch wie lebhaft, so ganz ohne ausgesprochene Tendenz und doch wie treffend ist sein bekannter Schwank vom Schlaraffenleben; wie naiv und herzlich und mit welcher scharfen Zeichnung sind seine Erzählungen von St. Peter mit der Gaiß und von dem faulen Bauernknecht; wie vortrefflich ist die polternde Geschäftigkeit einer hadernden, zänkischen Frau im Riffesbeskraut geschildert.“

Seine Stoffe nahm er auch aus alten und neuen Schriftstellern. Es ist staunenswert was dieser fleißige Mann neben seinem Handwerk alles gelesen und sofort immer wieder im angemessenem Gewande zu erzählen verstand. Der Reformation war er eifrigst zugethan, davon zeugt die „Wittenbergische Nachtigall“ 1523. Seine poetische Fruchtbarkeit ist eine bewundernswerte. 1567 zählte er 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, und 4200 Meisterschulgesänge, im Ganzen 6840 Produkte. Im 80. Lebensjahr wurde er geisteschwach, Gehör und Sprachvermögen schwanden; am 25. Januar 1576 im 82. Lebensjahr entschlummerte er sanft und selig.

Der Meistergesang, der uns schon in voriger Periode begegnete und dessen größter Sänger unser Hans Sachs war, dauerte in seiner ehrbaren, aber steifen, verknöchernden Weise noch eine Weile fort. Die Poesie des Volksliedes klang dagegen in fröhlicher Lust und Laune ebenfalls noch eine Zeit lang. Das bedeutendste Erzeugnis der Lyrik ist aber das evangelische Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Die Reformation verdankt ihm nicht wenig Förderung.

Von Kirchenlieder-Dichtern erwähnen wir:

Hesse, Dr. Johann, Sohn eines Nürnberger Kaufmanns, geboren am 23. September 1490, studierte zu Leipzig und Witten-

*) S. S. 64.

berg, ward 1513 Sekretär des Bischofs Johann Thurso. Zum Priester geweiht, war er Prediger an der Domkirche in Breslau. Eine Reise in seine Vaterstadt machte einen Wendepunkt in seinem Leben, er bekannte sich zur Reformation, worauf ihn der Magistrat in Breslau zum Pfarrer bei Maria Magdalena berief, in welcher Stellung er viel zur Einführung der Reformation beitrug. Er starb 1547. Von ihm ist das Lied: „O Welt, ich muß dich lassen.“

Eber, Dr. Paul, geb. am 8. November 1511 zu Rixingen, besuchte die Schule zu Ansbach, hatte das Unglück vom Pferde zu fallen und geschleift zu werden, wodurch seine Gesundheit auf immer zerrüttet und er krumm und höckericht wurde. 1531 kam er nach Wittenberg, woselbst er als General-Superintendent und Doktor der Theologie 1569 starb. Mit Luther lebte er in vertrautester Freundschaft.

Selnecker, Dr. Nikolaus ist zu Hersbruck am 6. Dezember 1532 geboren, war 1554 Magister zu Wittenberg, 1558 Hofprediger zu Dresden, 1561 Professor der Theologie zu Jena, zuletzt Professor und Superintendent in Leipzig, wo er 1592 starb. Der vielgeprüfte Mann und vertraute Freund Melanchthons ist Hauptmitverfasser der Confordienformel von 1577.

Ein gefeierter Name in der Reformationsgeschichte ist der des Lazarus Spengler. Er ist den 13. März 1479 in Nürnberg geboren und daselbst als vorderster Ratschreiber 1534 gestorben. Von ihm ist das Lied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt, menschlich Natur und Wesen.“ Dieses Lied war zu seiner Zeit so hoch geachtet, daß es in mehrere Sprachen übertragen wurde.

Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach, geboren zu Ansbach am 28. März 1522, führte ein vielbewegtes Kriegsleben. Den Unbestand menschlicher Kraft und Herrlichkeit hat er genugsam erfahren. Seine Ergebung in Gottes Fügung spricht er in dem Liede aus: „Was mein Gott will, das gescheh allzeit.“ Er starb am 8. Januar 1557 zu Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen Karl von Baden.

Bienemann, Dr. Kaspar, nannte sich griechisch Melissander, ist zu Nürnberg 1540 geboren. Er lernte vorzüglich die griechische Sprache. Er hatte mannigfache Verfolgung während seines Lebens zu erdulden. Seine Ergebung beweist das Lied:

„Herr, wie Du willst, so schicks mit mir zc.“ Zulezt war er General-Superintendent zu Altenburg, wo er 1591 starb.

Von den dramatischen Dichtern des 16. Jahrhunderts haben wir vorhin schon Hans Sachs genannt. Vor ihm dichteten Dramen Lienhart Kulmann, Petrus Meckel und Jakob Ayrer.

Lienhart Kulmann ist 1498 zu Krailsheim geboren, war Präzeptor in Bamberg, Meßner in Ansbach, 1522 Rektor an der Schule des neuen Spitals in Nürnberg, 1549 Prediger zu St. Sebald, 1556 Superintendent zu Wiesensteig, zulezt Pastor zu Bernstadt bei Ulm und starb 1562. Das erste seiner Dramen wurde in Nürnberg gehalten und gedruckt: „Ein christenlich Teutsch Spiel, wie ein Sünder zur Buß bekürt wirdt, Von der sünd Gesez und Evangelion, zugericht und gehalten zu Nürnberg durch Lienhardum Kulmann.“ Sein letztes Stück ist die „Witfrau“.

Petrus Meckel, aus Pfeddersheim gebürtig, war Schulmeister zu Neustadt an der Aisch. „Anlage des menschlichen Geschlechts“ ist eine seiner dramatischen Dichtungen. Der Ton der ganzen Darstellung ist ernst gemessen, der Ausdruck einfach und auf fester Ueberzeugung beruhend, eindringlich und oft sogar ergreifend, Sprache und Versbau mit Geschick gehandhabt.

Jakob Ayrer kam wahrscheinlich als Knabe nach Nürnberg, diente in einer Eisenhandlung, stand später selbst einem solchen Geschäft vor, siedelte nach Bamberg über und brachte es dort zum Hof- und Stadtgerichtsprokurator. Des evangelischen Bekenntnisses wegen kam er wieder nach Nürnberg und starb 1605. Das Opus theatricum gibt die ansehnliche Zahl von 30 Komödien und Tragödien und 36 Faßnacht- und Possenspielen. An Ayrer zeigt sich englischer Einfluß.

Der fränkische Pfarrer Eucharías Ehering zu Streusdorf, am Ende des 16. Jahrhunderts, sammelte Sprichwörter. Er wie Sebastian Franck von Wert und Agrikola von Gisleben vertreten zu ihrer Zeit die gnomischen Dichter.

Das 17. Jahrhundert ist erst recht schlimm. Die Gelehrsamkeit hat den Sieg über alles, was deutsch heißt, vollständig errungen und die Folgen davon zeigen sich auf allen Gebieten deutschen Lebens, am meisten in der deutschen Poesie. Der Riß, der schon im 15. und 16. Jahrhundert anfang, wird zur unheilvollen Spaltung

zwischen Gelehrten oder Gebildeten und dem unwissenden Volk. Diese Spaltung ist so groß, daß seitdem die Interessen, Sprache und Sitten beider einander nicht mehr berühren. Dazu kommt ein noch größeres Uebel, das den Riß noch ärger macht, das ist der französische Einfluß. Mit der deutschen Sitte verschwand in den sogenannten gebildeten Kreisen auch die deutsche Sprache. Es war eine Zeit sflavischer und darum lächerlicher Nachahmung französischer Sitte und Sprache.

So wars mit unserer Poesie; sie war eine gelehrte, sflavisch nachgeahmte. Nicht was man erfahren, erlebt oder empfunden, sondern was man gelernt und gelesen hatte, ward gedichtet; dabei durfte die römische Mythologie nicht fehlen. Immer mehr gewann die Ansicht Raum, die Poesie sei nichts anderes als eine zu erlernende Fertigkeit. Diese Auffassung zeigt sich in den an verschiedenen Orten entstehenden Gesellschaften. Diese, eine Nachahmung italienischer Vorbilder und entstanden zwischen 1620 und 1660, stellten sich die Aufgabe: Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache, zumal Pflege ihrer Reinheit. Es scheint, daß man doch allmählich die große Gefahr der Fremdländerei erkannte. So entstand in Nürnberg der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz von Harßdorfer und Alai gestiftet. Philipp Harßdörfer war ein angesehener Rathsherr und Johann Alai Pfarrer in Rixingen. Harßdörfer ist auch noch dadurch zu einer Berühmtheit gelangt, daß er den „Nürnberger Trichter“, eine Anweisung in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst zu erlernen, herausgab.

In diesem Blumenorden nun wird alles aufs künstlichste verdreht, versüßelt, auf den Klingklang der Verse, auf Daktylen und Anapäste aller Fleiß verwandt. Dies unwahre, weichliche und weinerliche Wesen entsprach der unwahren und verlogenen Zeit.

Der einzige Ton volksmäßiger Poesie in dieser Zeit des Ungeschmacks klingt im evangelischen Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Zu den Kirchenliederdichtern gehören folgende Namen:

Stegmann, Dr. Josua, Sohn eines Pfarrers aus Sulzfeld in Franken, ist 1588 geboren. Von Kriegsdrangsalen verfolgt und bedrängt starb er 1632. Von ihm ist das bekannte Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade“.

Dilherr Michael, 1604 zu Themar im Hennebergischen geboren, mußte sich lange Zeit kümmerlich fortbringen und wurde zuletzt Oberprediger zu St. Sebald in Nürnberg. Seine Erbauungsschriften sind noch bekannt. † 1669.

Arnßchwanger, Joh. Chr., geboren zu Nürnberg 1625, Sohn eines Handelsmannes, studierte zu Altdorf und Jena und starb als Hauptpastor zu St. Lorenz in Nürnberg 1696.

Seckendorf, Veit Ludwig v., zu Herzogenaurach bei Nürnberg 1626 geboren, wurde Kanzler der Universität Halle und starb hier hochgeachtet als Mensch und Christ 1692.

Deßler Wolfg., zu Nürnberg 1660 geboren, der Sohn eines Juweliers, erlernte das väterliche Geschäft, mußte es aber seiner Schwächlichkeit wegen aufgeben, widmete sich dem Studium, allein auch das konnte er nicht vollenden. Vieler lebenden Sprachen kundig, übersehte er Bücher. Im tödlichen Leiden bewährte er seine christliche Geduld und starb 1722. Von ihm ist das schöne Lied: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seele u.“

Diesen Namen seien noch angereiht: Begleiter, Englert, Möckel, Bornmeister und Burmeister.

Der bejammernswerte Zustand unserer Poesie, wie er sich in der zweiten schlesischen Schule noch dokumentierte, rief Ende des 17. Jahrhunderts eine Reaktion hervor. Zunächst kam die nüchterne, kalte, handwerksmäßige Reimerei der sogenannten Wasserpoeten, deren Führer Christian Weise war. Zwischen diesen und der zweiten schlesischen Schule stehen Dichter, die sowohl den Schwulst der einen, als die Dürftigkeit und Wässerigkeit der andern teilen; dazu gehört Benjamin Neukirch, in Ansbach wohnhaft. Seinen Gedichten fehlt jeder Inhalt, sie sind trocken und leer. Das 18. Jahrhundert bringt uns endlich Besseres, vorerst aber nur die Vorbereitungszeit unserer zweiten klassischen Literatur. Dieser Zeit gehört der Dichterkreis an, der sich um Gleim und Gellert bildete. Frühzeitig schon, in seinem 26. Lebensjahr starb von Crongef von Ansbach. Sein Trauerspiel „Codrus“ kam 1757 heraus und gehört noch ganz in die Kategorie der Nachahmungen der Franzosen, wiewohl es zu seiner Zeit als ein fast unvergleichliches Originalstück gepriesen wurde. Eben diesem Kreise gehört der Ansbacher Dichter Uz an. Einerseits pflegte er die heitere

anacreontische Dichtung Gleims, wobei er besseres leistete als sein Meister, andererseits dichtete er in Klopffstock'scher Weise ernste und erhabene Oden. Großartige Stoffe, edle Sprache, naturgemäßer, ungekünstelter Ausdruck, antike Maße machen seine Wirksamkeit zu einer segensreichen. Lange Zeit blieb er einer der Lieblinge des bessern deutschen Publikums und mit Recht. Seine Blüte fällt in die 40ziger und 50ziger Jahre des 18. Jahrhunderts.

Ein Zeitgenosse unserer Dichterheroen, Göthes und Schillers, ist Jean Paul Friedrich Richter, geboren am 21. März 1763 zu Wunsiedel, gestorben am 24. November 1825 zu Baireuth. Lange Zeit war er der Liebling vieler im deutschen Volk. Die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und deutsche treue Liebe hat bei ihm lange allein Pflege gefunden. Es ist das Unschuldige, das Herzliche, das Sehnsuchtsvolle, das Wehmütige seiner Schilderungen und seines Humors, was alles so ungemein anspricht. Für seine Zeit war er von großer Bedeutung. Allein die ungeheuere Stoffmasse, die er in seinen Werken zusammentrug und deren er künstlerisch nie Herr geworden, das Mühevollste, Gesuchte, Gefünstelte, das man auf jeder Seite seiner Werke findet, dieses immer wiederkehrende Innehalten, Abspringen, Hin- und Herfahren, dieses Manierierte macht seinen Stil unschön und für den Leser ermüdend.

Wie wir anfangs dieser literaturgeschichtlichen Skizze einen Nürnberger Handwerksmann und Dichter nannten, so sei hier mit einem solchen geschlossen. Es ist der ehrliche schalkhafte Klemptner Johann Konrad Gröbel (1736—1809). Als Deutschem blutete sein Herz über Deutschlands Elend unter Napoleon, aber als Christ hatte er seine Hoffnung und als Nürnberger seinen Humor, der in dem Bürger- und Bauernleben seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung eine unerschöpfliche Fundgrube hatte. Seine Gedichte in Nürnberger Mundart sind heute noch allbeliebt.

Die Kunst der Gegenwart.

Schelling in seiner akademischen Rede über das Verhältniß von Natur und Kunst prophezeite eine neue Blüte der Kunst, wenn die Religion aufs neue die Gemüther erfüllen und begeistern würde.

Ohne Religion keine Ideale, ohne Ideale keine Kunst! Die Belebung der alten Religion war nötig und sie kam.

Während napoleonischer Drangsalzeit war von einer Neublüte idealer Kunst keine Rede. Aber diese Zeit war eine Reinigungszeit. Wie das deutsche Volk sich seines alten Glaubens wieder erinnerte, ward es auch wieder seiner Volkseigentümlichkeit bewußt.

Nachdem König Ludwig I. von Baiern noch als Kronprinz die Bitterkeit politischer, sittlicher und geistiger Abhängigkeit von Frankreich reichlich gekostet hatte, war er um so mächtiger ergriffen von dem Aufschwung geistigen nationalen Lebens in Deutschland. Er hatte die Größe und Herrlichkeit des deutschen Namens und Schaffens alter Zeit bewundern gelernt und darum war es sein fester Entschluß mitzuwirken, daß Deutschland sich wieder seiner eigenen Größe und Stärke bewußt werde. In der Kunst erkannte er ein Hauptmittel nationaler Erhebung und Veredlung. Der neuen Kunstentwicklung ein sicheres Fundament zu schaffen, mußte sie auf historischem Boden erbaut werden. Die Architektur ging jetzt nicht bloß auf die römischen, sondern auch auf die griechischen Vorbilder zurück; nicht minder wurden mittelalterliche Bauwerke nachgeahmt. Leider ist die neue Kunstthätigkeit allzu sehr zentralisiert. Nur wenige Bauten hat König Ludwig außerhalb München ausführen lassen; dazu gehört das pompejanische Haus bei Aschaffenburg nach dem Muster eines ausgegrabenen Hauses in Pompeji von Fr. Gärtner erbaut. Von demselben Baumeister ist auch die Trinkhalle in Rißingen.

Johann D. Ohlmüller, geboren 1791 und gestorben 1839, Erbauer der Mariahilfskirche in der Vorstadt Au, stammt aus Bamberg. Er hat die Gothik glänzend zur Geltung gebracht. Unter den reichbegabten Architekten Baierns in der Epoche sind noch zu nennen: Mezger aus Pappenheim, geboren 1807 und besonders August Voit, geboren 1801 zu Wassertrüdingen; von letzterem ist der Glaspalast und das Gebäude der Glasmalerei in München.

In Nürnberg war C. Heideloff, geboren 1788 in Stuttgart, einer der ersten und begeistertsten Kenner und Freunde mittelalterlicher und deutsch-nationaler Kunst. Er hat sich hohe Verdienste erworben. Die meisten Kirchen und viele Häuser in Nürnberg verdanken ihm ihre Restaurierung, die evangelische Kirche zu Ingol-

stadt ihre Erbauung u. v. a. Wie unter König Ludwig der Regensburger Dom im gothischen Stil seiner Vollendung zuschritt, so ward auch der Bamberger Dom restauriert.

Einen einheitlichen Charakter hat die neue Architektur allerdings nicht, allein das ist die Art der Neuzeit, das Gute und Schöne in Kunst und Literatur überall aufzufinden und dann gastfreundlich aufzunehmen.

Wie in der Architektur so ist es auch in der Skulptur. Von dem großen Meister Schwanthaler ist das Monument am Donau-Mainkanale bei Erlangen, ebendort das des Markgrafen Friedrich, und Jean Paul's in Baireuth.

Max Widmann, geboren 1812 zu Eichstätt, fertigte das König Ludwigs-Denkmal zu München und das von Christoph Schmid in Dinkelsbühl.

In spezifisch christlicher Bildhauerei folgt O. Entres aus Fürth, geboren 1804, den beiden Eberhard in München. Von ihm sind das Grabmal Möhlers, die Kanzel der Auer Kirche, Kreuzfixe u. a.

Unter den Bildnern von Nürnberg ist Daniel Burgschmiet, geboren 1796, hervorzuheben. Von ihm ist das Steinbild Melanchthons, gestützt auf die lutherische Bibel, welche auf einigen andern Büchern ruht, vor dem Gymnasium, nächst der Egidienkirche. Er goß auch das Dürerdenkmal auf dem Dürerplaze und noch viele andere.

Auch die Malerei brach mit dem Pops. Die Werke großer Meister sind meistens in München, in Nürnberg ist nur, und zwar im germanischen Museum, Otto III. am Grabe Karl des Großen, von Wilhelm Kaulbach gemalt.

August Kreling, geboren 1818 zu Osnabrück, 1853 Direktor der Kunstschule in Nürnberg, malte die Deckengemälde im neuen Schauspielhause zu Hannover.

In der Ölmalerei thaten sich noch hervor Karl Kreul von Ansbach, Mathias Christoph Hartmann, Peter Karl Geißler, Andreas Engelhart, Georg Buchner (geboren 1815), letzterer eines der tüchtigsten Talente von Nürnberg.

Ein Zweig der Malerei ist hervorzuheben, der in Nürnberg fast ausgestorben, jetzt wieder in Blüte steht, das ist die Glasmalerei. Siegmund Frank (1769—1847), ein geborener Nürnberger, ist

ihr Wiederhersteller. Auch die Familie Kellner leistet darin Vorzügliches.

Im Ganzen bestand bis jetzt der Hauptwert unserer Nürnberger Kunst in der Radierung und dem Kupferstich. Friedrich Geißler (1778—1853) war vorzugsweise landschaftlicher Stecher, ein echt deutscher, treuer Künstler. Albert Reindel (1784—1853) stach u. a. Peter Vischer, Sebald, König Ludwig I., die Stützen des Evangeliums (4 Temperamente) nach Dürer, ein Hauptwerk deutscher Stecherkunst. Johann Adam Klein (geb. 1792) ist ein bekannter Tiermaler und Radierer. Eine große Zahl seiner Ölbilder und Handzeichnungen enthält die Hertel'sche Sammlung. Andere treffliche Kupferstecher gingen nach München, es sind das Johann Leonhard Raab, Poppel, Schultheiß und Paul Barfuß.

Ein Hauptbestreben unserer Zeit ist die Kunst mit dem Handwerk zu verbinden. Die mechanische Kraft der Fabriken soll durch den bunten, formenschönen Wechsel der Handarbeit überwunden werden. In dieser Beziehung ist die Kunstgewerkschule in Nürnberg eine Anstalt, die schon bedeutende Erfolge erzielt hat und der jeder Vaterlandsfreund von Herzen wünscht, daß ihre Thätigkeit eine fort und fort gesegnete sein möge.

Literatur der Gegenwart.*)

Dem napoleonischen Drucke verdanken wir eine eigene Gattung von Liedern, die vaterländischen.

Als Freimund Raimar dichtete Friedrich Rückert „geharnischte Sonetten“. Die Einheit aller deutschen Volksstämme ist der Grundton seiner vaterländischen Lieder. — Das Ideal einer Weltliteratur hatte schon die Romantiker in den Orient geführt, auch Göthe war ihnen in seinem westöstlichen Divan gefolgt. Doch war die Nachahmung eine ziemlich äußerliche. Das Eindringen in die Sprache, in das Leben und die Literatur des Morgenlandes erschloß nicht nur neue Formen, es gab auch neuen Inhalt. Der

*) Vilmar, Literaturgeschichte, Marburg 1860. — Dr. J. Hamburger, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur, München 1866. — Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur, Freiburg 1879. — Merget, Geschichte der deutschen Jugendliteratur, Berlin 1867. — Roscher, Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland, München 1874.

Hauptrepräsentant orientalischer Dichtung ist Friedrich Rückert. Von seinen kunstreichen Uebersetzungen seien hier nur genannt: das indische Epos „Ral und Damajanti,“ das persische „Rostem und Suhrab“ und die äußerst glücklich nachgeahmten Makamen des Hariri oder Verwandlung des Abu Seid von Serug. Rückert ist außerdem Naturdichter, und zwar einer der reichsten und originellsten unter den Deutschen, von tiefster, uner schöpflicher, immer neuen Auffassung, dabei ist er der allgebietende Sprachmeister und Versvirtuos. In allen Arten der Dichtkunst — das Drama ausgenommen — hat er vorzügliches geleistet; didaktisch ist seine „Weisheit des Brahmanen“. Er ist 1789 in Schweinfurt geboren, war Professor in Erlangen und Berlin, und starb 1866 zu Neuseß bei Koburg.

August Graf von Platen, 1796 zu Ansbach geboren, war erst Offizier, studierte dann Philologie und Philosophie, hielt sich seit 1826 meist in Italien auf und starb zu Syrakus 1835. Er suchte die höchste Reinheit und Klarheit der Form zu erreichen. Die künstlerische Technik im Ausdruck, Reim und Rhythmus erhob er mit wahrer Meisterschaft auf eine bis dahin nicht erreichte Höhe. Dagegen sind seine Dichtungen fast immer kalt und marmorglatt, gar oft persönlich gereizt.

Georg Scheuerlin ist 1802 zu Mainbernheim in Unterfranken geboren, war 30 Jahr lang Lehrer, von 1852 an Kanzellist im Oberkonsistorium und dann geheimer Sekretär im Ministerium des Aeußern zu München; starb 1872. „Bei großer Sprechmelodik zeichnen sich seine Gedichte durch eine ungemeine Zartheit und Innigkeit der Empfindung aus. Der vorherrschende Grundton derselben ist elegisch, aber nirgend vernehmen wir die bittere Klage des Mißmuts, sondern überall geht bei tiefer Sehnsucht nach Besserem ein stiller Zug gläubiger Resignation hindurch, der durchaus versöhnend und beruhigend wirkt.“

Friedrich Rückert hat in seiner Kinderpoesie einen neuen Ton angeschlagen und von der frühern Moralisierung zur reinen kindlichen Naivetät umgelenkt. Ihm nach hat mit glücklichem Talent Friedrich Güll in seiner „Kinderheimat in Liedern und Bildern“ ein „köstliches Büchlein geschaffen, an dessen Genuß die Jugend

nie ermüdet". Güll 1812 in Ansbach geboren, war daselbst bis 1842 und von da in München Lehrer; er starb am 23. Dez. 1879.

Von den christlich frommen Schriftstellern sei vor allen Christoph von Schmid genannt. Er ist 1768 in Dinkelsbühl geboren, war Schüler des berühmten katholischen Theologen Sailer, später Pfarrer und zuletzt Domkapitular zu Augsburg, woselbst er 1854 starb. Seine Schriften sind heute noch eine Lieblingslektüre unseres Volkes.

Karl Stöber, Dekan zu Pappenheim an der Altmühl, gestorben 1865, erzählt mit sprudelnder Laune und köstlichem Humor, weiß für kirchliche Frömmigkeit zu gewinnen und setzt sie mit Recht als den wahrhaften Grund eines christlichen Lebens voraus.

Wegen ihrer Schlichtheit und ächten Popularität verdienen rühmend erwähnt zu werden K. H. Casparis Schriften, seine Predigten, Christ und Jud u. a. Caspari ist 1815 zu Eschau im Speßart geboren und als protest. Pfarrer zu München 1861 gestorben.

Ein gleich trefflicher Volksschriftsteller ist Pfarrer Wilhelm Redenbacher, zu Pappenheim 1800 geboren. Er gehörte zu den ersten, die sich um das Entstehen einer christlichen Volkspresse in Deutschland rühlig bemühten. Zuletzt war er Pfarrer in Dornhausen. Neuerdings ist eine Sammelausgabe seiner Volks- und Jugendschriften veranstaltet worden. † 1876.

Oskar von Redwitz ist geboren zu Richtenau in Mittelfranken 1823. Sein Amaranth, die erste Gabe seiner Muse, wurde mit fast beispielloser Begeisterung aufgenommen. Bei allerdings zu großer Weichheit und bei der unverkennbaren Schwäche in der Charakteristik seiner Personen zeigt Redwitz sich doch wohlvertraut mit dem Geheimnis der Strophenformen, stark im musikalischen Element und in der romanhaften Erzählung. Unter seinen dramatischen Arbeiten ist vor allen der „Zunftmeister von Nürnberg“ und „Philippine Welser“ zu nennen; im Roman: Hermann Stark.

Und wie Künstler und Dichter dem Frankenland entstammen, so nicht minder eine glänzende Zahl gelehrter Männer.

Als Naturforscher und Reisebeschreiber sei hier Moritz Wagner erwähnt, geboren 1807 zu Baireuth. Von ihm erschien 1841 „Reisen in der Regentschaft Algier“.

Als Geschichtsschreiber muß wegen seiner Gründlichkeit und klaren Darstellung Wilhelm Preger, geb. zu Schweinfurt, genannt

werden. Seine Bairische Geschichte, Leben Flacius, Geschichte der Mystik u. a. haben ihm einen geachteten Namen als Gelehrten gemacht.

Von Theologen katholischerseits verdient Ignaz Döllinger rühmend erwähnt zu werden. Schärfe und Klarheit der Darstellung zeigen seine gehaltvollen und geistreichen Schriften: Handbuch der Kirchengeschichte, Judentum und Heidentum u. v. a.; protestantischerseits sind Namen bekannten Rufes und Ruhmes: Adolf von Harleß, J. Chr. R. v. Hofmann, Thomasius, Ernst Luthardt, Wilhelm Löhe und August von Burger.

Als trefflichen Pädagogen nennen wir R. v. Raumer, geb. 1783 in Wörlitz, gest. 1865 als Professor in Erlangen.*) Seine Geschichte der Pädagogik in 4 Bänden ist eine hervorragende Leistung.

Um höchste Ausbildung der Adam Smith'schen Lehre haben sich große Verdienste zwei Männer erworben, Rau und Hermann.

Karl Heinrich Rau ist 1792 zu Erlangen geboren, war daselbst 1818 Professor, 1822 in Heidelberg und starb 1870. Seine geschichtliche Stellung läßt sich am kürzesten so bezeichnen, daß er der Volkswirtschaftslehrer der gut regierten deutschen Mittelstaaten von 1815 bis 1848 gewesen.

Fr. B. Wilhelm Hermann, geboren zu Dinkelsbühl 1795, war erst Gehilfe in einem Rechnungsamte, holte mit größtem Eifer Gymnasium und Universität nach, war dann längere Zeit Mathematiklehrer, 1828 Professor der Staatswissenschaft an der Universität in München, 1835 Akademiker, 1845 Ministerialrat, 1855 Staatsrat und starb 1868. Er gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten National-Ökonomen des 19. Jahrhunderts. Sein großes selbständiges Verdienst beruht nicht sowohl auf einzelnen bahnbrechenden Entdeckungen, sondern vielmehr auf der allgemeinen Gründlichkeit, Schärfe und Klarheit, womit er eine Menge der wichtigsten Grundbegriffe revidierte und analysierte. Das Hauptwerk Hermanns sind seine „Staatswirtschaftlichen Untersuchungen“.

Für deutsche Sprachforschung, besonders für deutsche Rechtschreibung hat sich Rudolf v. Raumer, Professor in Erlangen, bleibende Verdienste erworben; nicht minder G. Karl Fromann in Nürnberg durch die zweite mit des Verfassers Nachträgen ver-

*) Karl v. Raumers Leben von ihm selbst erzählt, Stuttgart 1866.

mehrte Ausgabe des Bayerischen Wörterbuches von Andreas Schmeller u. a. Werke. In Erforschung deutschen Volkslebens, in Mythologie, in Sprache, Sitten und Spielen hat Verdienstvolles geleistet Ernst Ludwig Rochholz, aus Ansbach gebürtig, Professor in Aarau.

Das Dorf.*)

Das Fichtelgebirg mit seinen Ruppen, Granitblöcken und seinen an den sanftern Gehängen sich hinziehenden Sümpfen läßt keine Besiedlung zu. Die Dörfer sind hier ganz in der Thalsole, nur wenige erstrecken sich an sumpfreien Geländen hinan. Dagegen gewähren die flachen ausgedehnten Hochebenen des Vogtlandes hinlänglich Raum zur Ansässigmachung. Die Ortschaften sind hier zusammengebaut, doch nicht regelrecht. Die Gebirgsdörfer richten sich nach den Windungen des Thales und werden deshalb häufig langgestreckt. — Im Baireuther Unterland, im Bunziedler Bezirk, im ebenen Tafelland des Regnitzgrundes treffen wir kompakte, abgeschlossene Dörfer, Haus an Haus gereiht, von förmlichen Zeilen durchschnitten. — Die trostlose, kahle, eintönige Fläche des Jura mag den Drang erregt haben, sich enger an einander zu bauen. Arm an Verkehr, nötigt kein Straßenzug die Hütten nach der Richtschnur zu bauen. Im Dorf spiegelt sich der melancholische Charakter der Landschaft wunderbar wieder und die Armut der Bewohner vollendet diese Uebereinstimmung.

Die kleinen Flußthäler geben nicht viel Raum für Baupläze, deshalb ziehen sich die Ortschaften längs des Flußrandes hin und bilden nicht selten malerische Staffagen, wie z. B. Streitberg.

Bei den slavischen Siedlungen sind die Herdstätten im Oval, Kreis- oder Halbkreis aneinandergelagert, die Mitte des Raumes freilassend; so sind Bedlitz, Reitsch, besonders Frötschendorf an der Haslach. An der untern Alz, der Regnitz und Rednitz bis zur fränkischen Rezat finden wir sogar eine beträchtliche Zahl von Märkten und kleineren Städtchen, was wendischem Einfluß

*) Bavaria III. und IV.

zuzuschreiben ist, da die Slaven gern stadthähnliche Ortschaften sich bauten.

Der Wechsel von Thal und Hügel des eigentlichen Jura-berglandes von der schwäbischen Grenze bis zur Altmühl und Anlauter stört den regelrechten Grundplan, deshalb finden wir hier Weiler und Einzelgehöfte, am zahlreichsten und zugleich am stattlichsten im Wörnitzgrund.

Die Bodengestaltung gibt der Dorfschaft das Gepräge. Die Stimmung der Landschaft erhöht den malerischen Effect und erzeugt im Bewohner das Schönheitsgefühl. So haben die tiefeingerissenen pittoresken Thalungen der Altmühl, der schöne Taubergrund und die lieblichen Buchten der Frankenhöhe manche heimliche, friedliche Dorfidylle, wie sie der Ebene fremd ist. Hier der Schatten eines Baumes über dem wirtlichen Dache, dort ein Ziergärtlein vor dem Hause und seitab der laubgrüne Kirchhof am Höhengelände — das ist ein landschaftlich Bild. Solche Orte sind aber auch bewohnt von sanglustigem Volk, das seinen Reichtum an Poesie in seinen Liedern, in seinen Sprüchen an Thür und Thor bekundet. Das alles trifft man am Hahnenkamm und Spielberg, in den Dörfern um Heidenheim und am Hesselberg.

Da der fränkische Adel bis zum Bauernkrieg herauf der rauf- lustigste und gewaltthätigste im deutschen Reich war, so zwang die Nothwendigkeit gemeinsamen Schutzes die Bauern, ihre Wohnungen einander näher zu rücken, ja wenn möglich auch noch mit einer Wehr zu umgeben. Solche Dörfer zeigt der Hofheimer- und Gerolzhofen-, der Schweinfurter und Ochsenfurter Gau. Das ändert sich mit Beginn des Hügellandes. Schon die Höckerorte im Mainthal, Schweinfurt abwärts sind in langgestreckter Zeile zwischen Strom und Nebengelände hingebaut.

Während das Haßgebirge und der Steigerwald eine reiche Zahl von Weilern und Einzelgehöften zeigt und Dörfer, planlos und der Bequemlichkeit des Bauplazes sich fügend, und die kuppenreiche Rhön die größte Zahl von Einzelgehöften hat, bietet der Saalgrund, der Königshofer Gau das geschlossene marktlich zusammengebaute Dorf.

Ist das Dorf des Hochspeffarts unansehnlich und verkommen, so ist in dem flachen Land an der Aschaff und Rahl

dasſelbe größer und geſchloſſen. Am meiſten iſt der dörfliche Charakter ausgeprägt am Oſtabhang des Speſſarts im Maingrund. Nach regelloſem Plan angelegt, die Herdſtätten weder allzuweit zerſtreut, noch in einzeliger, langgedehnter Gaſſe aneinander gereiht, freundlich und maleriſch im Schatten wohlgepflegter Obſtbäume bilden die Dörfer eine hübsche Staffage der Landſchaft.

Das Tafelland des Bachgaues hat bedeutende compacte Dorſſchaften, die Höhenzüge des Odenwaldes zumeiſt Weiler und Einödhöfe. Die Phhyſiognomie der Höhendörfer iſt heute noch wie Tacitus ſagt: *ne pati quidem inter ſe junctas ſedes*. Hier liegt die Hütte in Mitte des zugehörigen Grundbeſitzums, die ganze Dorſſchaft gleicht einem weitschichtigen Zug isolierter Gehöfte. Dieſe Erſcheinung läßt auf die Entſtehungsgeschichte der Niederlaſſungen ſchließen. Sicher iſt, daß die Siedelungen im Thale früher und gleichzeitiger vor ſich gingen als auf dem Gebirge. Die Waſſerſtraße iſt die älteſte Heerſtraße. Am Ufer war der Leinpfad ausgetreten und wo ſich zu ſeinen Seiten Thalungen weiteten, da bildeten ſich die älteſten gemeinſamen Siedelungen. War die Niederung überbaut, ſo wagte ſich einer oder der andere auf die Wald beſtreckten Höhen, begann das Geſchäft der Reutung, pflanzte ſeine Wohnſtätte in Mitte des gerodeten Plazes. Der nächſte, der kam, that dasſelbe und ſo entſtanden die Höhendörfer.

Bauernhaus und Gehöfte.

Bodengestaltung und vorhandenes Baumaterial iſt beim Bau des Hauſes maßgebend. Da nun das Fichtelgebirg und ſeine Ausläufer Reichthum an weichem Werkholz liefern, ſo iſt dort auch Fachwerk und Schindeldachung vorwaltend. Das Giebeldreieck des Wohnhauſes, nicht ſelten der ganze Oberſtock iſt mit Brettern verſchalt; vollſtändige Blockhäuſer treffen wir häufig tiefer im Gebirg. Im Warmenſteinachthal iſt ein Reichthum an Hütten, die bloß aus aufgediebelten und geblätteten Balken auf ſteinernem Grundbau errichtet und innen verkleidet ſind. Das Blockhaus wie das kleine gemauerte Tropf- und Leerhaus iſt einſtöckig, mit Tenne und Stallung in einer Flucht, das ſtattliche Bauernhaus im Thal dagegen beſteht

aus zwei Gaden, der untere gewöhnlich Bruchsteinbau, der obere Fachwerk. Bei den großen, mehrfirstigen, geschlossenen Gehöften bilden Wohnhaus und Nebengebäude drei Seiten, eine hohe Holzwand mit gedecktem Gang bildet die vierte, das Ganze gleicht einer hölzernen Citadelle. Daß die Bewegung in der Landschaft im Häuserbau sich widerspiegelt, bestätigt das Hochland des Fichtelgebirgs. An- und Querbauten mit Kreuzdachungen, Vorsprüngen, angestückte Altstückerstübchen unterbrechen häufig die wagrechte Flucht.

Im Innern trennt die Hausflur Stube, Schlafkammer und Küche von der Stallung. Die Einrichtung ist auf das Unentbehrlichste beschränkt, Farbenschmuck fehlt und dazu läßt die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Die Weberhütten im nördlichen und östlichen Bergvorland vereinigen in der Regel Fleß, Küche, Schlafkammer und Wohngelaß in einem Raum, wo außer Webstuhl und Familienliegerstätte kaum ein bißchen Platz um den Kachelofen sich findet.

Mehrfirstige Bauerngehöfte sind an der untern Rösslein und Eger. Hier steht das Wohnhaus mit der angebauten Stallung einerseits, die Heuschupfe andererseits, in der Tiefe die Stadeltenne und gegen die Straße die abschließende Planke mit der Einfahrt; auf der Hausseite breitet sich die Dungstätte aus, in der Mitte des Hofes steht der Taubenschlag und daneben der granitne Hausbrunnen. An die Stadelthür ist ein Geier mit ausgespreizten Schwingen angenagelt, damit der Hof vor Wetterschlag sicher sei. Außerhalb der Umfriedung ist das eingezäunte Hausgärtchen, von einer Birke spärlich beschattet. Der Starenkobel darf nicht fehlen, denn der Vogel ist glückbringend und darum unverletzlich.

Wenden wir uns vom Baireuther dem Bamberger Land zu, so finden wir im untern Regnitzgrund und im flachen Maintal Steinbau, in der Hügelregion Kieselbau mit bloßliegendem Fachwerk, meist einstöckig mit mäßig steiler Dachung, hohem Giebel, wenig vorspringenden Sparren. Die Thüre ist an der Breitseite; ein kleiner Mantel reicht häufig über die Giebelwand herein, deren Fläche durch schmale vorspringende Wetterdächer in zwei, oft drei Reihen unterbrochen ist.

Außerst bewegt und originell ist das Bauernhaus im Frankwald, namentlich an der Rodach, der obern Kronach und Haslach.

Holzreichtum ist Ursache, daß die Holzkonstruktion in allen möglichen Formen und Variationen vom Blockhaus mit den simpelsten Balkenwandungen bis zum buntesten und launigsten Kiegelwerk vorkommt. In den großen Walddörfern Wartenfels, Wallenfels, Steinwiesen u. a. sehen wir Häuser nach Grundplan und Aufriß lebendig, wechselvoll und nicht selten malerisch. Der Unterstock besteht häufig aus bloßen sogenannten Wandungen, in senkrechte Eck- und Mittelpfosten eingemuteten Balken mit großen Fensteröffnungen oder aus gestrickten Holzwänden; darüber erhebt sich eine Giebelwand von Fachwerk, vom Unterbau durch eine Wetterschräge geschieden. Die Giebelspitze ist von einem kleinen Manteldache verdeckt oder die Dachung bildet nach einer Seite einen stumpfen Winkel und überdeckt gleichzeitig einen Anbau oder Vorsprung. Gar häufig tritt der Oberstock etliche Decimeter breit über die Wand des Unterstockes vor, die Balken, worauf seine Fußschwelle ruht, haben profilierte Köpfe, darauf baut sich ein zierliches Fachwerk mit Bug und Andreas-kreuz und mit gefehltem und geschnitztem Fenstergewande. An den Hausecken kommen erkerähnliche Anbaue vor, selbst einer Art gedeckter Laubengänge begegnen wir da und dort, namentlich als Verbindung zwischen Haupt- und Nebengebäuden.

Die innere Einrichtung entspricht so ziemlich der im Baireuther Land; doch haben die Flößerdörfer des Frankenwaldes mehr bürgerlichen als bäuerlichen Charakter.

In den Hochdörfern des Jura wird die Ärmlichkeit noch durch den Schmutz überboten. Da der zerflüßete Jurakalk kein Wasser hält, muß damit geheizt werden. Statt der „Ofenbruck“ geht eine feste Bank an den beiden Fensterseiten der Stube hin.

Die topischen Gegensätze von Berg- und Flachland sind in Mittelfranken weniger scharf und entschieden als in Oberfranken, deshalb ist auch ein geringer Unterschied in den Bauernhäusern. Die Hügelzone macht sich nur durch vorwaltenden Fach- und Kiegelbau gegenüber der Ebene bemerkbar, die vorzugsweise Bruchstein bis an das Kranzgesims zeigt. Das langgestreckte Haus bildet mit der Stallung eine Flucht, hat seinen Eingang an der Breitseite und ist mit Platten gedeckt; Thüre und Fensterstöcke, alles lot- und wagrecht und symmetrisch, aber recht nüchtern. Die Prototype dieser langweiligen Landbauten bietet die Umgegend von Gunzenhausen.

Wo die wellige Grundfläche die Ausdehnung in die Länge und Breite hindert, geht das Haus in die Höhe. So zeigt das Hochland des Jura das zweigädige Bauernhaus, an dem der Unterbau gemauert, der zweite Stock Fachwerk bildet und zur Aufspeicherung von Futtervorräten dient. An der obern Altmühl wird der mäßig steil aufgerichtete Dachstuhl mit Stroh, an der untern mit Schiefer gedeckt.

Die innere Einrichtung ist wie in Oberfranken. In der Baumannsstube steht mit dem stets brodelnden Wasserkessel der Ofen, der auf der Gichstätter Alp eisern ist und dem deshalb die trauliche Ofenbank mangelt. Das Ansbacher Land dagegen hat den alten Kachelofen mit Aselstangen und Ofenbank. Hier halten die Leute auch mehr auf Reinlichkeit als auf dem Jura. Während die puritanische Nüchternheit des protestantischen Bauern keinen Schmuck zuläßt, hat der katholische doch etlichen Bilderschmuck, mindestens ein paar Heiligenköpfe, die unter dem geschnitzten Kruzifix in der Stubenecke unter bestaubtem Glas und Rahmen prangen.

Der altbaierische und oberpfälzische Bauer ist bekanntlich auffallend weniger beweglich und lebendig als der fränkische, dessen leicht erregbare Gemütsart seine Neugierde und Redefertigkeit psychologisch erklärt. Vor allem gebührt dem Unterfranken das Lob besonderer Zungenfertigkeit und Mittheilbarkeit. Nebenbei besitzt der fränkische Bauer mehr Selbständigkeit und Gemeingefühl als der bairische; er ist politisch anregsam und dem öffentlichen Wohl zugehan. Diese Eigenschaft kommt in der Gestaltung seines Hauses zu unverkennbarem Ausdruck. Das kleine Guckloch, welches auf dem platten Lande Südbaierns die Stelle des Fensters vertritt, gönnt der Neugierde kaum einen Einblick in die Häuslichkeit. Das fränkische Bauernhaus hat dagegen große Fensteröffnungen, teilweise deren drei und vier unmittelbar nebeneinander. Damit ist die Einsicht erleichtert und die Aussicht eine unbehinderte. Der baierische Bauer guckt wenig aus seinem Lustloch heraus, der unterfränkische aber flackt gern am Fensterbrett und unterhält die Kommunikation mit der offenen Straße. Der südbaierische Dörfler geht mit allem, was nicht entschieden Familiensache ist, aus der Umfriedung seines Wohnhauses heraus und überträgt es in das Wirtshaus. Hier werden die gesellschaftlichen und andere Fragen

gelöst. Aus dem Grunde ist das Wirtshaus das bedeutendste und schmuckste Haus an der Kirche. Anders in Unterfranken. Das bäuerliche Familienleben rannt in die Oeffentlichkeit hinüber. Man besaßt sich im eigenen und in des Nachbarns Hause mit Grörterungen über korporative und politische Angelegenheiten, man thut dieses selbst von der Gasse aus durchs Fenster. Das Wirtshaus spielt dort eine bescheidene Rolle. (Bavaria IV, S. 154).

Das Wohnhaus in den Gauländern am Mittelmain trägt städtisches Gepräge. Mit der Giebelseite gegen die Straße gerichtet, meist zweistöckig, ist es von Grund auf gemauert. Die Langseite kehrt sich dem Hofe zu, den eine Mauer von der Straße abschließt. Wie das Einzelhaus so ist das ganze Gaudorf nüchtern.

Steigen wir die Haßberge oder den Steigerwald aufwärts, so treffen wir eine reiche Zahl von Weilern und Einzelgehöften nach allen Richtungen zerstreut. Der tiefere Haßwald birgt viele zierliche, hochgiebelige Kiegelbauten mit bloßliegendem, braun gebeiztem Fachwerk und breiten Doppelfenstern.

Das Rhöner Gebirgshaus ruht auf gemauertem Unterbau von Basalt oder Buntsandstein. Dieses niedere, tiefliegende Erdgeschoß enthält die Stallung. Darüber ruht von Fachwerk das Wohngelaß, zu dessen Flur eine steinerne Freitreppe führt. Das mächtig erhöhte Dach springt an der Langseite etwas vor. Was ein echtes, schmuckes Rhönerhaus ist, das hat über der Außentreppe ein Freidächlein, das auf zwei abgefaßten Pfosten ruht. Eine vorspringende Wetterschräge zieht sich über die Fenster, häufig auch längs der ganzen Frontseite des Hauses hin. In der Vertikal- und Horizontallinie zeigt das Gebirgshaus anmutige Bewegung. Die Einrichtung ist wie überall in Franken, schmuckig und formlos. Besser ist es im Saalgrund und im Grabfeld. Hier trifft man ab und zu eine Täfelung im Wohngelaß, zierliches Geräte, geschnitzte Stühle mit bunter Malerei, ein „gerechter“ Eichentisch mit gedrehten Füßen in der Ecke und die verkremsten Fensterscheiben erhöhen den behaglichen Eindruck.

Die Hütten der Dörfer im Hochspeßart sind vorwiegend klein, schlecht und unansehnlich, Zeugen von Armut und Verkommenheit. Die aus Lehm und Luftziegel erbauten niederen Behausungen decken schwarzgraue Schindeldächer, deren dünne, schwache,

wenig vorspringende Sparren keine Ziegelplatten tragen können. Da Ramine fehlen, so gibt der durch alle Fugen und Ritzen dringende Rauch der Bedachung eine dunkle Beize.

Eine besondere Erwähnung verdient noch der Südostwinkel der Speßarter Mainbucht, die Hochplatte zwischen dem Fluß und der Haßlach mit den protestantischen Dörfern Steinmark, Kredenbach, Glasofen, Eichenfürst, Michelrieth, Altfeld und Oberwittbach. Hier wohnt ein stilles, ernstes, nüchternes Völklein. Das Bauernhaus zeigt das Gepräge der Solidität, Ordnung und Reinlichkeit und ist im Innern wohnlich und sauber, dabei im vollsten Maße einfach und anspruchlos, das Hausgeräthe trotz aller Wohlhabenheit auf das Notwendigste beschränkt. Ein großer Eichtisch in der Ecke, umgeben von der in die Mauer eingelassenen Bank und etliche Holzstühle, ein Schrank, etwa noch der gepolsterte, hochlehnige Großvaterstuhl neben dem eisernen Ofen — das ist die ganze Einrichtung der Wohnstube, über die sich das dunkelbraune Tafelwerk der Decke hinzieht. Die Wände sind völlig schmucklos.

Sagen.*)

Sagâ, Wotans Tochter, hat eine große, geräumige Wohnung, wo kalte Wogen rauschen, aus denen sie alltäglich froh mit goldener Schale trinkt. Das ist der Unsterblichkeit und der Dichtkunst Trank. In der Dichtkunst unterrichtet sie die Menschen.

Unsere Dichter des 13. Jahrhunderts personifizieren die Sage und lassen die Frau Aventiure, auch Frau Saelde, über Land zu der Hütte des Sängers ziehen, wo sie anklopft und Einlaß begehrt.

*) Brüder Grimm, Deutsche Sagen, 2 Bände, Berlin 1816. — Fr. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, München 1848 und 1855. — A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande, München 1866. — L. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853. — L. Bechstein, der Sagenschatz des Frankenlandes, Würzburg 1842. — Dr. Benjen, Altentümer der Stadt Rotenburg ob der Tauber, Ansbach 1841. — Adalbert v. Herrlein, die Sagen des Speßarts, Aschaffenburg 1851. — Bavaria, Landes- und Volkskunde Bayerns, München 1860. — Jakob Grimm, deutsche Mythologie, Göttingen 1854.

So war die Sage im Altertum hochgeehrt, im Mittelalter herzlich geliebt, heute ist sie von wenigen geachtet. Gleichwohl schreitet sie durch die Jahrhunderte, ihr Leben ist ein unsterbliches. Wenn auch von einer falschen Aufklärung und blasierten Bildung bei Seite gesetzt, ist sie doch segenspendend und wie jede echte Poesie herzerquickend.

Sie ist reich an Poesie, an Geschichte und Sprache, an Wahrheit und Treue. Und wie sie göttlichen Ursprungs ist, so geleitet sie uns auch hinein in die Hallen der Götter und Göttinnen. Sie führt uns durch die Jahrhunderte der deutschen Geschichte, belebt mit poetischem Hauch Haus und Feld und Wald, ist tröstlich dem Frommen und entsetzlich dem Bösen.

Geleiten wir sie in die Götterwohnungen; doch nicht etwa, als ob wir bedauern wollten, daß sie hinsank, die Walhalla mit ihren Insassen; nein, als das Christentum kam, war es mit der Herrlichkeit der deutschen Götter so ziemlich aus und das Christentum hat dem deutschen Volk überaus Herrlicheres gebracht. — Die Franken haben ein treues Gedächtnis für ihr geschichtliches Erbe, mehr noch für ihre alte heidnische Götterverehrung. Sowohl in ihren Sagen wie in ihren Sitten und Bräuchen ist dies erkennbar. Sie verehrten wie andere deutsche Volksstämme als höchste Gottheit Wuotan oder Wodan. Ihn erkennen wir in der wilden Jagd und in vielen Teufelsjagen. Scheu vor dem Walde und seinen Bäumen finden wir heute noch, denn er war Wodans Sitz. Ausdrücke wie Heiligenholz, Heiligenwald sind bedeutungsvoll. Die Holzfräulein, Waldweiblein, wildiu wib deuten auf höhere übermenschliche Wesen, sie mögen die valkyrien bedeuten, Wodans Schlachtjungfrauen. Mehr als eine Sage erzählt von verwünschten Bergen, in deren Innern von Zeit zu Zeit Waffenklang hörbar wird. Ein altes Geister- und Götterheer rüstet sich darin zum Ausbruch. Aber nicht mehr ist es Wuotan auf weißem Schlachtroß, als Lenker der Schlachten, sondern Karl der Große.*) Der Specht ist Wuotans Vogel, dem die Zauberkräfte der Kräuter bekannt sind. Wuotan, der Wasser und Wind beherrscht, wandelt auf den Wellen und naht im Sturm. Der laute Ruf des Spechtes verkündet den Regen. In manchen

*) S. 1. Abteilung S. 95.

Gegenden heißt er „Wasservogel“. Speffart ist Spechteshart, Spechtswald, und hat sicher Bezug auf Wuotans Cultus.*) Der Gürtel scheint ein wesentliches Kennzeichen des wütenden Heeres zu sein. Es ist jener Zaubergürtel, der den Menschen in einen Wehrwolf verwandelt. Der wilde Jäger heißt auch Hoimann.

Von der Verehrung des Donnergottes zeugen die Donnerberge und nicht wenige Sagen. Donar oder Thor ist der blizende Gott mit rotem Haar. Dem donnernden Gott wird der Wagen, dem einschlagenden Gott Geschloß und Waffen beigelegt. Der Donner wird besonders dem zürnenden und strafenden Gott zugeschrieben. Bei Gewitter pflegt das Volk in Franken zu sagen: Draußen ist Gott, der zankt.***) An seine Stelle ist St. Peter mit dem roten Haar getreten. Die Eiche ist Donars heiliger Baum. Die Druten sind seine Priesterinnen, die in den vom Wetterstrahl geschlagenen Löchern wohnen. Wirbelwind heißt auch Drutenwind. Die Hexen sind mit dem Wettermachen selbst vertraut. Sie wiegen sich am liebsten auf den Ästen der Eiche. Von ihnen rührt das Alpdrücken her.

Die größte Mannigfaltigkeit bieten die Sagen von den Jungfrauen. Es sind gewöhnlich drei, von denen in der Regel eine schwarz, oder halb schwarz und halb weiß ist. In letzteren erkennt Panzer die in die Nebelwelt hinabgeworfene Todesgöttin Hel, die nach der Mythe unter der Wunder-Esche Yggdrasil wohnt, die Himmel, Erde und Hölle verbindet und an deren Wurzeln heilige Brunnen rauschen. Heutzutage wird den Brunnen noch sonderliche Verehrung dargebracht. So werden im Baireuthischen am Osterfest die Brunnen mit Kränzen, Moos und Bäumchen verziert. Auch der Hund der Unterwelt, Garmr, tritt in der Sage oftmals auf. Die Mythe von den Schicksalsgöttinnen, den Nornen, kommt in Zusammenhang mit Hel vor. Die Nornen spinnen die Schicksalsfäden. Nicht minder treten die drei Jungfrauen zur mütterlichen Erdgotttheit in Beziehung. Von dem Kultus der Ostara sprechen Ortsnamen wie die Osterwiese auf dem Hesselberg, die

*) Falsch ist den Odenwald mit Wuotan in Beziehung zu bringen. Odin ist nordische Form.

**) S. 1. Abteilung S. 96 und 97.

Osterbirg bei Bischofsheim u. a. Beachtenswert ist das Verhältniß der drei Jungfrauen zum Christentum, in vielen Sagen ist es ein abgeneigtes, in andern werden Heilige aus ihnen. Mit ihnen vereint kommen Hase, Pferd, Schlange (Windwurm, Drache) und Spatz vor. Auch hier haben wir Ortszeugnisse in Hahnenkamm und Hundsruck. Hel hält die Schatten der Gestorbenen unerbittlich fest. Die Unterwelt wird in unsern Sagen vertreten durch unterirdische Gänge; Totengrüfte, ja sogar Totenkammern fehlen nicht.

Der rauschende Fluß Giöll, über den eine mit leuchtendem Golde bedeckte Brücke führt, bildet die äußerste, natürliche Schutzwehr. Von der Brücke zieht der Weg (helvegr) bis zu der aus hohem Gitterwerk bestehenden Umfriedung. Innerhalb desselben liegt ein hoher Hügel und dieser birgt in seinem Innern die finstern, von den Schatten der Toten bewohnten Räume. Auf diesem Hügel steht das hohe Haus der unerbittlichen Göttin. Wir sehen, daß die Vorstellung der Edda gut zu unsern Sagen paßt.

Hulda ist auch noch heute im nördlichen Franken allbekannt. Sie ist Führerin des wütenden Heeres; sie ist Frühlingsgöttin, Spinnfrau, weiße Frau. Alles dieses ist auch Bertha. Es wechseln nur die Namen, vereint kommen beide nie vor. Nördlich der Rhön waltet Hulda, südlich Bertha oder Berchta. Ihr Fest muß durch althergebrachte Speisen begangen werden, Brei und Fische; Fische und Mehlspeisen sind bei den Christen nachher Fastenspeisen geworden. Frau Holle wird als ein himmlisches, die Erde umspannendes Wesen vorgestellt. Sie liebt den Aufenthalt in Seen und Brunnen, zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weiße Frau in den Fluten baden und verschwinden. Sterbliche gelangen durch den Brunnen in ihre Wohnung.

Als spinnende Frau ist ihr der Flachsbau angelegen. Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll, faulen zündet sie den Rock an. Zieht sie Weihnachten ins Land, so werden alle Spinnrocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; Fastnacht aber, wenn sie heimkehrt, muß alles abgesponnen sein. „Den Samstag der Hulla!“ heißt es auf der Rhön und wird keine ländliche Arbeit verrichtet. — Weiße Frau wird Berchta oder Hulda auch genannt und läßt sich als solche in fürstlichen Häusern sehen, tritt als Ahnmutter des Geschlechts auf.

Fro muß allgemein verehrt worden sein, weil sein Name ins Christentum herübergenommen und auf den Heiland angewendet wurde. Er ist der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr, der Regen und Sonnenschein gibt und der um Fruchtbarkeit der Erde und um Frieden angerufen wird. Ihm wurden lebendige Tiere dargebracht, namentlich Ochsen, ebenso waren ihm Pferde geweiht.

Fros Schwester ist Freya, gothisch fraujo, mit dem Begriff domina. Freya, die frohe, erfreuende, liebe, gnädige Göttin hat ihre Verehrung auf Maria vererbt.

Das Sunnwendfeier hängt mit dem Fro-Kultus zusammen.

Loki, der Vater Hells, wird zur Strafe seiner Unthaten in Fesseln gelegt, aus denen er aber am Weltende wieder frei werden soll; er ist von böser Sinnesart. An ihn gemahnen die Sagen von feurigen Männern, von Lichtträgern.

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichen, den mythologischen Gehalt unserer deutschen Sagen zu beweisen. Nicht minder ergiebig sind die geschichtlichen Sagen. Hat irgend ein Volk, ein Volksstamm, ein Geschlecht oder ein einzelner Mann Hervorragendes geleistet, die Sage verherrlicht das für alle Zeiten. Alle deutschen Volksstämme haben ihre Stamm- und Geschlechtssagen, die Gothen, Longobarden, Sachsen, Franken u. a. Bei den Franken rankt besonders um Karl den Großen eine Fülle von Sagen empor.

In Nr. 18 unserer Sammlung sehen wir ein überraschendes Zusammentreffen mit jener urdeutschen Sage vom hörnenen Sigfried, auch dort erst niederer Stand, Drachentötung, Unverwundbarkeit, große Thaten und reicher Hort.

Aber nicht bloß um alle geschichtlichen Ereignisse spinnt die Sage ihre goldenen Fäden, auch in niedere Hütten kehrt sie ein und allen menschlichen Verhältnissen wendet sie ihr Interesse zu. Sie ist eine Rächerin zur Strafe für den der Böses thut. Menschen, die bei Lebzeiten am Ackerfeld frevelten, die Heiligkeit der Grenzen mißachteten, Grenzsteine verrückten, Meineide schworen, Bedrückungen und Erpressungen sich erlaubten, den Sabbath schändeten, dem Geiz fröhnten, die trifft der Fluch zu „waizen.“ Der Glaube an das „Umgehen“ oder „Waizen“ von Verstorbenen ist allgemein. Ver-

damnte Geister sind schwarz; graue und halbschwarze sind der Erlösung nahe.

Doch nicht bloß strafen, auch segnen kann die Sage; den Frommen lohnt sie und läßt ihm sein Thun herrlich gelingen. Sie preist die Treue, belohnt den Fleiß.

Und damit es dem Menschen in diesen Erdenkummernissen nicht an Erheiterung fehle, spendet sie auch Humor, erzählt mit schalkhafter Einfalt die Thorheiten der Menschen.

Wir sehen wie die Sage geschäftig waltet heute noch wie vor tausend Jahren. Und ihr Walten und Schalten ist nur segensvoll.

1. Wodan im Fichtelgebirg.

Schöntwerth III, S. 350.

Die Sage ältesten Gepräges, welche, wenn sie ihn auch nicht nennt, unzweifelhaft auf jenen Gott hinweist, von dem die alten germanischen Fürstengeschlechter alle sich ableiten, auf Wodan nämlich, wiewohl in eigentümlicher Vermischung mit Donar, lautet wie folgt.

So man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Teil des Fichtelgebirges. Da haust ein König im Berge; er sitzt auf einem Stuhle vor dem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thüre Wache hält. Dem Könige dient ein Knappe. Aus einem Fäßchen trinken sie Wein und jeder hat seinen eigenen Humpen. Doch der Wein wird nicht alle. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn um den Tisch gewachsen ist und schaut, wie die Sachen in der Welt draußen stehen und bringt seinem Gebieter davon Nachricht. Der König selber trägt nur ein Hüftenkleid, doch wenn Besuch kommt, kleidet er sich in altdeutsche Tracht und empfängt er die Gäste in dem großen Saale neben dem Gemache. Der Knappe trägt ihm dabei den langen Bart nach. — Mit ihm lebt ein großes Heer im Berge; er übt es oft in den Waffen und damit man den Lärmen nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. — Ist der Bart dreimal um den Tisch ge-

wachsen, dann ist auch der Wein alle und der König bricht mit seinen Schaaren hervor aus dem Berge zum letzten Streit.

2. Wütendes Heer.

Panzer II. S. 70.

Bei den Holzhauern, die im Forste in Bamberg die Bäume fällen, sah ich oft, erzählt Schwanthaler, wie sie in dem Augenblicke des Fallens einer Fichte oder Föhre, mit sechs Hieben ihrer scharfen Art drei Kreuze auf den Abschnitt des Stockes machten. Im Anfange glaubte ich, es sei das Zeichen, das sie im Auftrage des Eigners des Stammes einschlugen. Als ich aber dasselbe öfters sah und mich dessen erkundigte, gab man mir folgenden Bescheid: jeder Stock, den man im Augenblicke des Fallens seines Stammes mit den drei Zeichen versieht, wird dadurch geheiligt. Wenn dann um Mitternacht das wilde Heer, wie zuweilen geschieht, heulend und klatschend durch die Wälder zieht, so flüchten sich die Waldweiblein und Waldmännlein und vorzüglich auch die armen Seelen Erschlagener oder sonst verunglückter Leute, die im Walde noch irren müssen, auf diese Plätze, wo sie von jeder Antastung und peinlichen Qual böser Geister gesichert sind. Waldmännlein und Waldweiblein aber vergelten den Holzern den kleinen Dienst dadurch, daß sie ihnen die Bäume gut fallen lassen, bei Nachtzeit sie sicher und ohne Irrgehen aus dem Forste führen und ihnen manchmal die abgeworfenen Hirsch- und Rehgewichte finden lassen.

3. Spilberg bei Würzburg.

Panzer S. 176.

Im Spilberg ist ein schönes Schloß; in dem Saale sitzen die Geister um den Tisch. Einst hörte der Mainüberführer von dem jenseitigen Ufer herüber ein Brausen in der Luft und Winseln; vermeinend, es wolle Jemand über den Main gefahren sein, fuhr er nach dem andern Ufer. Da bestieg der wilde Jäger mit seinen Geistern die Föhre. Als das wilde Heer übergeschifft war, hörte der Fährmann eine Stimme nach den Fahrlohn fragen, er konnte aber aus Angst kein Wort sprechen. Da warf das wilde Heer

Feuer in die Föhre, daß die Kohlen auf den Boden rollten. Einer aus dem wilden Heer konnte nicht folgen und rief: „Wäre ich gegürtet und geschürzt, könnte ich auch mit.“ Das hörte ein Mann am Ufer, welcher ihm einen Strohgürtel umband, da konnte der Geist nachfolgen.

4. Vom wütenden Heer.

Bechstein Nr. 137.

Alte Leute wissen noch etwas vom wütenden Heer und vom wilden Jäger zu erzählen, wie sie über Neubrunn und seine Berge und Thäler gezogen sind, am meisten aber im Herbst, wenn recht finstere und schwarze Nächte waren. In Neubrunn zog es immer durch drei Häuser. Das kam aber da her, weil in den Häusern drei Thüren gerade hintereinander waren, nämlich vorne die Hausthüre, in der Mitte die Küchenthüre und hinten hinaus noch eine Thüre, die alle in gerader Richtung gingen, und wo sich die drei Thüren bei einem Hause in gerader Richtung finden, da zieht, es mag sein wo es nur will, das wütende Heer durch. Die Alten sagen aber auch, wenn man auf der Straße oder im Hof wäre, und das wütende Heer zöge, so müßte man seinen Kopf zwischen die Speichen eines Wagenrades hineinstecken, dann könnte es einem nichts thun und es müßte vorbeiziehen, sonst drehte es einem den Hals herum.

5. Das wütende Heer.

Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes, S. 57.

In Roßdorf, erzählen alte Leute, daß vor Zeiten oft das wütende Heer mit großem Lärm und Getöse nächtlicher Weile durch den Ort gezogen sei und wird besonders das angemerkt, daß es seinen Durchzug gern und häufig durch solche Häuser nahm oder nehme, deren Eingangsthüre auf die in den Hof führende Hinterthüre stößt. Da brause es hindurch mit entsetzlichem Getöse, und wer es höre müsse sich schweigend verhalten, oder, wenn er selbst in der Flur befindlich, müsse er sich zu Boden werfen und sich schlafend stellen, sonst werde er mitgenommen und über Wald und Wipfel fortgeführt.

6. Die Teufelsmauer, der wilde Jäger und Frau Holla.

Döderlein Antiqq. in Nordgav. Rom. p. 34.

Ich bin von einer sonst wohl resolvierten Person versichert worden, daß, als sie zwischen Oberhochstatt und Burg Salach auf dasiger ordentlicher Straße, der Römer Vallum, die Teufelsmauer insgemein genannt, mit einem guten Pferd nächtlicher Weile passiert, so habe das Pferd ungemein geschraubet und geschnarcht und ganz ungemeine Posituren und Sätze gemacht. Ingleichen erzählt man, daß zu gewissen Zeiten in der Gegend Theilenhofen und Riedern bei dem dicken Walde, Herleshohe genannt, zum öftern ein abscheuliches und fürchterliches Jagdgetöse, bellende Hunde, nebst einem gräßlichen Geheul, Schreien und Rufen der Jäger, und was sonst bei hitzigen, zumal Parforce-Jagden vorgeht, gehört wurde, welches bei einem furiosen Trieb bald nahe, bald in der Ferne zu sein erachtet wird. Ich selbst bin einst durch diese Gegend gereist, und da hat mir ein Bauer erzählt, daß ihm dieses wütende Heer einst bei Tage aufgestoßen sei. Er habe nämlich von ferne lauter Schatten auf sich zukommen sehen, da sei er nun aus dem Wege getreten, weil den Bauern dieses Blendwerk nicht unbekannt, und habe Pferde, Jagdhunde und Menschen mit Spießen, doch aber nur im Schatten und ohne Geschrei wahrgenommen.

Die gemeinen Leute halten dafür, wenn eine Weibsperson den Tag vor Weihnachten ihren Rocken nicht abspinne, so käme die Frau Holla und thäte ihr einen Possen darein. Weil sie für die heidnische Diana oder Jagdgöttin gehalten wird, so gibt man auch von ihr vor, sie durchstreiche das Land mit einem wilden oder wütenden Heer, bei welchem man Hunde bellen, Jagdhörner, Jägergeschrei u. dgl. m. höre, aber meistens nur bloßen Schatten sehe.

7. Die Frau Hulle.

A. v. Herrlein. S. 179.

Auf dem Schellenberge zwischen Haimbuchenthal und Wintersbach stand vor Zeiten ein Schloß und im Schloßhof ein Lindenbaum. Der war sehr groß und schön und es ging die Sage, so lang der Lindenbaum stehe und grün sei, werde das Schloß auch

stehen, wenn er aber dürr und abgängig würde, würde das Schloß verfallen, und die Herrenleute würden ins Abwesen geraten.

In dem Schlosse nun lebte einmal ein Schloßherr, der hatte zwei Söhne. Der älteste war sehr groß und schön, der jüngste aber war klein und häßlich. In seiner Jugend hatte er einmal das Bein gebrochen und man nannte ihn darum nur den krummen Jakob. Wie nun der Schloßherr sein Ende nahe fühlte, ließ er sie beide vor sein Bett kommen, übergab dem einen das Schloß, als dem erstgebornen und eine große Kiste mit Geld und ermahnte ihn, den Jakob bei sich zu behalten, zeitlebens ihm brüderlich zu begegnen und an nichts es ihm fehlen zu lassen. Das versprach nun der älteste mit Hand und Mund, wie aber der Vater gestorben war und er das Schloß überkommen hatte, hielt ers nicht, vielmehr behandelte den Bruder schlechter als den geringsten Tagelöhner. Er ließ ihn nicht mit sich am Tische essen und nicht in seinem Schlosse wohnen, sondern er mußte im Stall bei den Pferden schlafen und mit den Hunden aus einer Schüssel essen. Da ging der Jakob, als er sah, daß der Bruder kein brüderliches Herz gegen ihn habe, eines Tages zu ihm und verlangte sein Erbe, denn er wollte sein Glück weiter suchen, der Schloßherr aber gab ihm nichts, sondern schlug ihn und ließ ihn zum Schloß hinauswerfen.

Also geht der krumme Jakob traurig fort in den Wald, immer zu, Berg auf, Berg ab, und wie er ins Thal kommt, wo heutzutage die Karthause steht und die alte verfallene Kirche, ist's Abend und er setzt sich unter einen Baum, legt den Kopf in die Hände und weint bitterlich. Wie er wieder aufstehen will, sitzt gegenüber auf einem Stein eine alte Frau mit grauen Haaren und runzlichtem Gesicht, die spinnt und wie sie das Rad tritt, nickt sie in einem fort dazu mit dem Kopfe, — das war die Frau Hulle. Sie hatte eine kleine Plathhaube auf dem Kopf, wie sie die alten Weiber sonst in die Kirche aufzusetzen pflegten, und eben ein solches schwarzes wollenes Mützchen, das nur bis knapp unter die Ellenbogen ging und unter vom Ellenbogen bis an die Hände weiße Stauchen. Sie fragt ihn, warum er so traurig sei? er aber sagt: „ihr könnt mir doch nicht helfen!“ und will weiter. „Du bist der krumme Jakob aus dem Schloß,“ sagt sie, „ich kenne dich und deinen Bruder und will dir wohl und kann dir helfen, wenn du mir das Zutrauen

schenken willst.“ Da ging dem krummen Jakob das Herz auf, — denn seit seines Vaters Tod hatte noch kein Mensch freundlich ihm zugeredet, — und er klagte, wie sein Bruder ihn so schlecht behandelt, wie er sein Erbe ihm vorenthalten und ihn wie einen Bettler aus seinem väterlichen Schloß hinausgeworfen. Die Alte sagte: „Komm mit mir; nach drei Jahren wollen wir wieder zu deinem Bruder gehen, vielleicht reuts ihn bis dahin und er gibt dir dein Eigenthum.“

Der Jakob ließ sich das gerne gefallen und sie nahm ihn mit sich in ihr Häuschen und gab ihm auf ihren Rosmarinstock zu gießen und ihre Kake zu füttern und ihr Flachsfeld zu bauen und im Winter mußte er Pfahlstecken schneiden für die Weinbergsbauern und Schiffstangen für die Schiffsleute und im Frühjahr trug er sie an den Main, um sie zu verkaufen. Wenn die rechte Zeit dazu gekommen war, nahm die Frau Hulle ihren Spinnrocken in die Hand als einen Gehstock und ihre Röcke auf den Rücken und packte ihr Garn hinein um es auch zu verkaufen und ging mit und wenn dem Jakob die Pfahlstecken und Schiffstangen zu schwer wurden wegen seines lahmen Beines, nahm sie ihm die Last ab und warf sie mit ihren dünnen Armen oben auf die Röcke als wenns Strohbürden wären. Zwischen Haßloch aber und Faulbach ist hart am Weg ein Stein, dort ruhte sie jedesmal aus und wo ihre Röcke mit den Füßen aufstand sind die Löcher davon heute noch zu sehen. So hatte es der Jakob recht gut bei ihr. Dabei lehrte sie ihm alle Bauernarbeit, so daß er sich zuletzt besser darauf verstand als ein geborner Bauer.

Wie aber die drei Jahre um waren, sagte die Alte: „Komm, nun wollen wir zu Deinem Bruder gehen!“ und nahm ihren Spinnrocken in die Hand und die Röcke auf den Rücken und der Jakob ging mit. Den Bruder fanden sie im Schloßhof unter der Linde sitzen, — denn es war sehr schwül an dem Tag und die Linde blühte und gab einen großen kühlen Schatten und die Vögel sangen in ihren Zweigen. Wie sie herankommen, fragt er sie nach ihrem Begehr und die Frau Hulle nimmt das Wort für den krummen Jakob und sagt, sein Bruder sei da und wolle, was ihm gehöre. Der Schloßherr aber flucht und sagt, wenn sie nicht gleich gingen, wolle er ihr ihren alten wackeligen Kopf herunterreißen und dem

Krummen das andere Bein auch noch lahm schlugen. Da wurde die Alte sehr zornig, nahm ihren Spinnrocken und stieß ihn in die Linde und alsbald wie dies geschehen, flogen die Vögel auf und der Baum fängt an zu zittern von der Wurzel bis zum Gipfel und aus dem Stamm und den Ästen und Zweigen läuft der Saft und tropft auf den Boden und die Blätter werden gelb und fallen ab und die Frau Hulle sagt: „O du arger Bösewicht, sieh her! wie dem Lindenbaum, so soll es dir gehen und deinem Hause, — so sollst du verdorren und verschmachten und absterben und kein Glück mehr haben ewiglich!“ Dann ging sie mit dem Jakob von dannen.

Wie sie gesagt hatte, so geschah's. Als der Lindenbaum verdorrt war, da hielt das Schloß nicht mehr. So oft es stürmte, viel auch ein Turm oder eine Mauer ein, und der Regen schwemmte die Steine weg, so daß man's nicht mehr aufbauen konnte. Kein Mensch wollte mehr im Schlosse bleiben und der Schloßherr wohnte im Keller, — dort stand die Geldkiste und von der wollte er sich nicht trennen, sondern hütete sie Tag und Nacht. Zuletzt, wie nichts mehr vom Schlosse übrig war als der Keller und der verdorrte Lindenbaum, der vor dem Keller stand, kam auf Martini in der Mitternacht ein großer Sturm und warf den Lindenbaum auch um, der fiel gerade vor die Kellerthür und versperrte den Ausgang und der Schloßherr konnte die Thüre nicht mehr aufbringen, wie er sich auch anstremte und nach Hilfe schrie und mußte elendiglich auf seiner Geldkiste verhungern.

Die Frau Hulle aber wußte alles gar wohl und den Tag nach seinem Tode kommt sie, hebt den Lindenbaum hinweg, öffnet die Kiste und scheidet das Geld in zwei gleiche Teile, den einen läßt sie liegen, den andern nimmt sie mit und wie sie aus dem Keller tritt, stürzt der auch zusammen. Daheim gibt sie dem Jakob das Geld und sagt: „So, jetzt hat jedweder das Seine, — er und du! — wie's der Vater befohlen hat. Nimm, was dein ist, aber den Edelmann schlag dir aus dem Sinn und werd ein Bauer, so kannst du noch Glück haben. Leb wohl, mich wirst du jetzt nicht mehr sehen!“

Da nahm der Jakob Abschied und baute sich von dem Gelde einen großen Bauernhof auf dem Hundsrück bei Altenbuch, nahm

eine Frau und viele Knechte und Mägde und ward ein großer Bauer. Keine Seuche kam in seinen Stall und keine Raupen auf seine Obstbäume und kein Hagelschlag über seine Felder. In der Erntezeit, wenn das Gesinde alle Hände voll zu thun hatte, damit das gute Erntewetter nicht verpaßt würde, geschah es oft, daß, wenn sie in der Fröh auf's Feld kamen, die Arbeit schon gethan war, daß die Garben alle geschnitten und gebunden und auf Haufen gestellt waren, daß man sie nur hineinzufahren brauchte. Die Leute sahen sich groß darum an, — der Jakob aber wußte wohl, wer's gethan hatte. Wie ihm sein erster Sohn geboren wurde, meinte er in seiner Freude, er müsse der Frau Hulle doch auch davon Meldung thun und machte sich zu ihr auf den Weg, aber wie er auch suchte und sich die Augen rieb, er konnte weder das Häuschen finden, noch das Thal in welchem das Häuschen gestanden und nachdem er den Tag vergeblich herumgelaufen, fand er sich abends wieder vor seinem Bauernhof.

8. Frau Bertha oder die weiße Frau.

Grimm Nr. 267.

Die weiße Frau erscheint in den Schlössern mehrerer fürstlichen Häuser, namentlich zu Neuhaus in Böhmen, zu Berlin, Baireuth, Ansbach u. a. und in allen, deren Geschlechter nach und nach durch Verheirathung mit dem ihren verwandt geworden sind. Sie thut niemanden etwas zu Leide, neigt ihr Haupt vor wem sie begegnet, spricht nichts und ihr Besuch bedeutet einen nahen Todesfall, manchmal auch etwas fröhliches, wenn sie nemlich keinen schwarzen Handschuh an hat. Sie trägt einen Schlüsselbund und eine weiße Schleierhaube. Nach einigen soll sie im Leben Perchta von Rosenberg geheißen, zu Neuhaus in Böhmen gewohnt haben und mit Johann von Richtenstein, einem bösen, störrischen Mann, vermählt gewesen sein. Nach ihres Gemahls Tode lebte sie in Witwenchaft zu Neuhaus und fing an zu großer Beschwerde ihrer Untertanen, die ihr fröhnen mußten, ein Schloß zu bauen. Unter der Arbeit rief sie ihnen zu, fleißig zu sein: „wenn das Schloß zu stand sein wird, will ich euch und euern Leuten einen süßen Brei vorsetzen“, denn dieser Redensart bedienten sich die Alten,

wenn sie jemand zu Gast luden. Den Herbst nach Vollendung des Bau's hielt sie nicht nur ihr Wort, sondern stiftete auch, daß auf ewige Zeiten hin alle Rosenberger ihren Leuten ein solches Mahl geben sollten. Dieses ist bisher fortgeschehen und unterbleibt es, so erscheint sie mit zürnenden Mienen. Zuweilen soll sie in fürstlichen Kinderstuben nachts, wenn die Ammen Schlaf befällt, kommen, die Kinder wiegen und vertraulich umhertragen.

9. Langenaltheim in Mittelfranken.

Panzer I, S. 142.

Ich hatte einen Großvater, begann der Erzähler, welcher 83 Jahre alt war. Als dieser starb, war ich ein Knabe von 12 Jahren. Als ältestes der vier Kinder meiner Eltern mußte ich meine Geschwister in ihrer Abwesenheit pflegen. Da setzte sich mein seliger Großvater öfters zu uns unter den großen Nußbaum im Garten, und unter andern Geschichten erzählte er folgende: „Ich will euch erzählen, liebe Kinder! woher es kommt, daß in unserm Dorfe, Langenaltheim, alle Tage im Winter um 3 Uhr und im Sommer um 4 Uhr nachmittags mit der großen Glocke geläutet wird. Vor vielen hundert Jahren, als Deutschland noch nicht so bevölkert war wie jetzt, wo es noch sehr große Wälder, Wölfe und Bären gab, kamen drei Jungfrauen in unsere Gegend, und weil damals noch keine Landstraßen waren, so verirrten sie sich in unserer Heide, welche damals noch ein viel größerer Wald gewesen sein soll als jetzt. Sie gingen in diesem Walde drei Tage herum ohne einen Ausweg finden zu können, und weil sie keinen Augenblick sicher waren, ein Raub der wilden Tiere zu werden, so beteten sie sehr inbrünstig zu Gott, daß er sie beschützen und ihnen einen Ausweg zeigen möge. Da hörte die älteste, Adelaide, mit einem male das Läuten eines Glöckchens und machte daher ihre beiden Schwestern, Adelgard und Laura, mit aufgehobenem Finger aufmerksam auf erwähntes Läuten. Bald hörten sie es zum zweiten und dritten male. Sie schlugen den Weg nach der Gegend ein, von welcher das Läuten kam und so kamen sie glücklich aus dem Walde. Am Ende desselben fanden sie einen großen Birnbaum, voll der schönsten, reifen Birnen, unter welchem auch eine klare frische Quelle sprudelte

sie aßen von den Birnen und tranken aus der Quelle, und dankten Gott für ihre Errettung. Nicht weit davon lagen einige Häuser, ein etwas größeres Gebäude und eine kleine Kapelle; es war ein Kloster und eine Kapelle, welche Langenhaid hießen; hier fanden sie freundliche Aufnahme. Aus Dankbarkeit gegen den lieben Gott erbauten sie an der Stelle, wo sie den Birnbaum und die Quelle fanden, eine sehr schöne Kirche, stifteten in dieselbe eine sehr schöne Glocke, mit welcher für immer Jahr aus Jahr ein, alle Tage im Winter um 3 Uhr, im Sommer um 4 Uhr nachmittags geläutet werden soll. Sie schenkten ihr ganzes Vermögen der Kirche und verordneten, daß für immer am Altar der Kirche ein brennendes Licht in einer silbernen Lampe, welche heute noch zu sehen ist, unterhalten werden soll, und dazu verwendeten die erwähnten drei Jungfrauen einen großen Teil ihres Vermögens, das bis auf den heutigen Tag noch besteht und von einem dazu von der Gemeinde Langenalthem erwählten Gemeindeglied, der ewige Lichtprobst genannt, verwaltet wird."

10. Der dreibeinige Hase in der Gottmannshöhle am Hesselberg.

Panzer I S. 137.

In der Gottmannshöhle liegt ein Schatz verborgen. Hirtenbuben ließen sich einst mit Stricken hinab. Der erste sagte: In Gottes Namen gehe ich hinab; dieser brachte seine Tasche voll Geld zurück. Hiernächst fuhr ein rothhaariger Hirtenbub hinab, sagend: Ich gehe in Teufels Namen auch hinab! Da lief ein dreibeiniger Hase vorüber. Die Knaben ließen den Strick los und eilten dem Hasen nach. Als sie zurückkamen und ihren Kameraden heraufziehen wollten, brach der Strick und der rothhaarige war verloren. Da stand ein Schloß, welches versunken ist; nachher hörte man den Götter krähen.

11. Die Schlüsseljungfrau in Möhren bei Treuchtlingen.

Panzer I S. 144.

Im 12. Jahrh. lebte auf dem jetzigen Jüggerischen Schloße zu Möhren ein sehr vornehmer und reicher Ritter, Heinz genannt, welcher eine einzige Tochter, Armgart, hatte, schön und lebenswürdig, wes-

halb die vornehmsten Ritter aus den entferntesten Gegenden sich einfanden und um ihre Hand warben. Da sie aber fest entschlossen war, nie zu heiraten, der vielen Freier aber nicht los werden konnte, so ließ sie sich einen goldenen Schlüssel machen, welchen sie aber in ihrem Schlafgemach auf das sorgfältigste verwahrte und dann bestimmte, daß nur der Ritter, welcher ihr diesen Schlüssel bringen würde, sie zur Gattin erhalten solle. Sie erbaute sich auch nach dem Tode ihres Vaters ohnweit Pappenheim nahe bei Dietfurt im Walde ein zweites Schloß und brachte ihre Reichtümer dahin; von diesem Schloße sind keine Spuren mehr vorhanden. Unter den vielen Rittern, welche sich alle erdenkliche Mühe gaben, den goldenen Schlüssel zu erhalten, war aber keiner so glücklich als Ritter Kunz von Absberg bei Gunzenhausen, ein sehr wilder und ausgelassener Mann, ohne gute Sitten und Religion. Dieser bestach das Kammermädchen, gab ihr ein betäubendes Pulver, welches sich in Wein auflöste und das er in den Schlaftrunk des Fräuleins zu thun befahl. Der Trank brachte einen so festen Schlaf bei dem Fräulein hervor, daß Kunz den goldnen Schlüssel rauben konnte. Nachdem nun Fräulein Armgart aus ihren Schlaf erwachte, kam ein Knappe und brachte die Nachricht, daß Ritter Kunz von Absberg vor der Burg sei und eingelassen zu werden verlange, um dem Fräulein ihren goldenen Schlüssel zu überbringen. Das Fräulein lachte anfangs darüber, als sie sich aber davon überzeugete, ermordete sie sich durch einen Stich mit dem Dolch in die Brust. Ritter Kunz, der sich schon im Besiz des Fräuleins glaubte, war ganz außer sich über den mißlungenen Plan, schwur dem ganzen weiblichen Geschlecht ewige Rache und blieb unverheiratet, war aber der größte Wüterich seiner Zeit. Nun hatte er noch eine Burg auf dem sogenannten Schloßberg bei Heideck, welche aber im dreißigjährigen Kriege zerstört worden sein soll. Dort pflegte der Ritter sich öfter aufzuhalten. Einstmals sagte ihm ein Knappe, daß eine weibliche Gestalt sich schon öfter nachts im Schlosse habe sehen lassen, welche die Gestalt der Fräulein Armgart habe und in der rechten Hand einen goldenen Schlüssel, in der linken einen blutigen Dolch hatte. Ha! rief ganz verwegen Ritter Kunz, will mich die Dirne noch nach ihrem Tode verfolgen? Sie soll heute abends mit mir essen! schwang sich auf sein Roß und ritt in den nahen Wald. Bald aber ergriff ihn Bangig-

keit; er ritt zurück in seine Burg; als er bei der Burg anlangte, stand ihm ein großer Hund im Wege, welcher ihn trotz aller Anstrengung den Eingang in die Burg unmöglich machte, so daß er sich gezwungen sah, vom Pferde zu steigen, um durch eine kleine Pforte in das Schloß zu gelangen. Voll Schrecken kam er in das Schloß, wo in dem Speisesaal für zwei Personen gedeckt war. Sein Diener sagte, eine sehr vornehme Dame habe sich zum Abendessen ansagen lassen, aber erst mit dem ersten Hahnenschrei nach Mitternacht werde sie erscheinen. Kunz ahnte nichts Gutes. Ganz bestürzt verlangte er, in seinem Leben zum erstenmal den frommen Priester Hugobert in dem benachbarten Städtchen Heideck zu holen, welcher wegen seiner Frömmigkeit Geister besprechen und bannen konnte. Sein Knappe mußte zwei Pferde satteln und noch in der Nacht nach Heideck reiten um den frommen Priester Hugobert zu holen. Dieser, nicht wenig erstaunt über die Sinnesänderung des Ritters, machte sich eiligst mit dem Schloßknappen auf den Weg. Als sie den halben Weg zurückgelegt hatten, kam ihnen ein verummter Reiter nach, der sie schnell einholte und schnell voraus ritt auf einem kohlschwarzen Rappen von einem großen schwarzen Hunde begleitet, dem Feuerfunken aus Nase und Augen sprühten. Hugo bekreuzte sich und der Knappe sprach ein stilles Gebet. Als sie an der Burg ankamen, wurde dem frommen Priester von dem Hunde ebenfalls der Eingang verwehrt, allein er sprach einige Worte, und der Hund wich zurück. Er ging in die Burg und fand den Ritter Kunz in der größten Bestürzung. Kaum hatte der Priester sein Verlangen gehört, krächte der Hahn und ein goldener Wagen hielt vor dem Burgthor, aus welchem eine mit Gold und Edelsteinen geschmückte Dame stieg und sich zum Abendessen einlud, obwohl es schon Mitternacht war. Kunz war bestürzt, Hugobert aber ganz gelassen, redete sie an und beschwor sie, nach seiner gewohnten Weise im Namen Gottes; sogleich entfiel ihr der ganze Schmuck, wurde zu lauter glühenden Kohlen und so verschwand die Gestalt als leeres Totengerippe unter Ächzen und Stöhnen und ließ nichts zurück als einen goldenen Schlüssel und einen Dolch, auf welchem mit Blut geschrieben der Name Armgart stand. Von dieser Stunde an ging Kunz ins Kloster und endete unter steten Bußübungen seine Tage. Die Schlüsseljungfrau aber hatte noch keine Ruhe, obgleich Kunz beständig Seelen-

messen für sie lesen ließ, denn sie spuckte auf der alten Burg zwischen Pappenheim und Dietfurt. Dort zeigte sie sich einem Hirtenknaben, welchem sie sagte, daß, wenn er sie befreien würde, er an einem bestimmten Orte, wo die Burg stand, einen großen Schatz in einer eisernen Truhe verwahrt, erhalten solle; deswegen zeigte sie ihm einen goldenen Schlüssel, welchen sie im Munde trug, welchen er erhalten und damit die Truhe öffnen solle. Sie trieb es mit dem Knaben zwei Jahre, welcher sich endlich bewegen ließ; sie sagte ihm aber, daß sie an dem dazu bestimmten Tage nicht in ihrer gewöhnlichen Gestalt, sondern als ein brennender Bund Stroh erscheinen werde. So geschah es. Als der Knabe ganz beherzt, wie sie ihm befohlen hatte, auf sie zuging, um sie zu umarmen, rief dessen Mutter, die in einiger Entfernung stand: Herr Jesus! Mein Kind und unter lauten Wehklagen verschwand die Erscheinung. Der Knabe war aber am ganzen Körper verbrannt und starb nach einigen Tagen.

12. Östheim in Mittelfranken.

Panzer I. S. 148.

In den Sauerwiesen bei dem Dorfe Östheim, welches an der Straße von Feuchtwang nach Rothenburg liegt, ist eine sumpfige Vertiefung, welche den Namen das Bodloserloch führt. Der Erzähler, ein Greis von achtzig Jahren, sagte: „Das Bodloserloch ist eine Meerader, weil das Wasser darin nie versiegt. In demselben waren vor Zeiten die Wasserfräulein, aus welchem sie oft herauskamen und wieder in dem Wasser verschwanden. Sie gingen auch in die Häuser, wenn die Leute auf dem Felde waren, kochten den Kindern Brei und pflegten sie. In Oberöstheim ist ein Platz, die Tanzwiese; dahin kamen die Wasserfräulein oft, und vergnügten sich am Tanze. Einst verspätete sich eines dieser Fräulein; es eilte zurück nach dem Bodloserloch und sagte ihrem Begleiter: „Siehst Du einen Wasserstrahl emporsteigen, so werde ich nicht gestraft, wenn aber ein Blutquell kommt, so habe ich meine Strafe erlitten.“ Bald aber stieg ein Blutstrahl aus dem Bodenloserloch.“

13. Die Wunderblume am Baier.

Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes. S. 66.

Ein Rügenmacher ging einst am Baier da vorüber, wo man es bei der Schacht nennt, da fand er eine Blume von ausnehmender

Schönheit. Er pflückte sie ab und da er an die Wand der Schacht kam, so öffnete sich eine Thüre zu einem weiten und geräumigen Gewölbe. Der Mann trat hinein und sah eine Menge Fässer, die mit Erbsen, Korn, Waizen, Gerste und andern Feldfrüchten gefüllt, in Reihen standen. Er legte die Blume, die er in der Hand hielt, auf ein Faß und steckte sich seinen Brodsack voll Erbsen, die ihm ein willkommenes Gericht abgeben sollten. Als er sich genug und sehr verwundert in dem Gewölbe umgeschaut, schickte er sich an, herauszugehen, da hörte er plötzlich eine Stimme laut rufen: „Vergiß das Beste nicht!“ Darüber erschrickt der Rükenmacher so sehr, daß er eilend hinauspringt und hinter ihm schließt sich mit Donnerkrachen der Vergeseingang, hinter ihm aber schießt jählings ein schwarzer Hund her. Voll Angst schüttet der Mann seinen Sack mit Erbsen wieder aus und der Hund frißt sie alle auf und bleibt zurück. Zu Hause angelangt, klingelt noch etwas im Sack. Er schüttelt ihn aus, und es rollen einige goldene Erbsen auf die Diele. Hätte er die Blume nicht im Berge vergessen, konnte er überreich werden.

14. Der Teufelsritt.

Adalbert von Herrlein. S. 33.

In Soden wohnten einmal Leute, die gaben sich mit Schatzgraben ab. Gefunden mußten sie noch nicht viel haben, denn sie waren arm an Gut und Geld und nur reich an Hoffnungen, und oft getäuscht, wühlten sie doch unermüdlich in der Erde.

Auf einem Berg zwischen Soden und Schweinheim hatten sie auch einen Schatz aufgespürt; ob sich eine Glut dort gezeigt, ob ein Lichtchen geleuchtet oder ein Flämmchen getanzet hatte, weiß man nicht, ihrer Sache aber waren die Leute gewiß und darum machten sie sich einst gegen Mitternacht auf und gruben nach dem Schätze. Wer Schätze graben will muß schweigen können; auf das erste unbedachte Wort sinkt der Schatz tief hinunter in die Erde, wo ihn keines Menschen Arm mehr erreicht. Das wußten die Sodener wohl und schweigend schafften sie, daß sie bald ein tiefes Loch ausgegraben hatten. Auf einmal gab's einen dumpfen Klang;

der Spaten hatte auf Eisenblech gestoßen, das konnte nichts anders als eine Truhe und in der mußte der Schatz sein. Sie machten Anstalt, die Truhe herauszubringen, eben schlug es zwölf Uhr. Da hörten sie Hufschläge, die schnell näher kamen und ein Haufen Reiter sprengte daher grad auf die Schatzgräber zu und im Galopp fauste er über ihren Köpfen weg. Die Schatzgräber waren keine Leute, die gleich davon liefen, wenn was Unheimliches kam, sie ließen sich darum auch von den Reitern nicht beirren; konnten sie ihnen doch nichts thun, so lange sie nur still schwiegen. Bald darauf kam noch einer geritten, aber auf einem Besen. Es war ein altes Männlein mit dünnen schlotternden Beinen, das sich gar sehr abarbeitete um weiter zu kommen; es ging aber nur langsam vorwärts. Der Besenreiter fragte die Schatzgräber wiederholt, wohin die Reiter geritten seien, bekam jedoch keine Antwort. Da sagte er: „Ihr braucht mir gerade keine Antwort zu geben, ihr grobes Volk! die Reiter hol ich doch noch ein.“ Und nun hob er einen Galopp an, wie ein kleiner Knabe und humpelte so hinein in den Wald. Einem der Schatzgräber kam die Reiterei so possierlich vor, daß er hell auflachte und herausplakzte: „Ja, Blasen!“ — Klatzsch! hatte er eine ungeheure Ohrfeige, daß er umfiel und der Schatz war verschwunden und ist heute noch nicht wieder aufgefunden worden, der Berg aber, wo er sich gezeigt, heißt jetzt noch Teufelsritt.

15. Der feurige Mann.

Beckstein. S. 120.

Ein Bauer, der in finsterner Nacht von Stangenroth nach Wallbach ging, that in Gedanken den Wunsch: „Wenn doch ein feuriger Mann käme und mir heimleuchtete! Kaum hatte er dies gedacht, so standen vor ihm zwei Lichter, das eine auf dieser, das andere auf jener Seite des Weges. Um nicht irre geführt zu werden, ging er zwischen beiden durch, worauf die Lichter zusammenfuhren und als ein feuriger Mann ihm vorleuchteten. Als sie an des Bauern Haus waren, sagte derselbe zu seinem Begleiter: „Hier bleibe stehen; weiter habe ich nicht verlangt, daß du mir leuchten sollst!“ Da mußte der feurige Mann zurückbleiben, welcher sonst unfehlbar in das Haus mitgegangen wäre.

16. Der Burgstein nächst Dolnstein bei Eichstätt.

Panzer I. S. 155.

Der Bubenrother Mühle gegenüber, an der Altmühl liegt der Burgstein, ein hoher, steiler Fels. Dieser hat ein Loch, das den Anfang eines durch den Mühlberg sich erstreckenden und in dem Schafsfeld ausmündenden unterirdischen Ganges bilden soll. Vom Rappenzipfel gegen den Burgstein zog das wilde Gjaig. Aus dem Burgstein kamen nachts drei Wichtel in die Bubenmühle, mahlten das Getreide und reinigten die Mühle, so, daß am Morgen alle Arbeiten verrichtet waren. Weil sie so fleißig waren, ließ ihnen der Müller Kleider machen. Vermeинend sie seien nun abgedankt, sagten sie weinend: „Ausgelohnt! Ausgelohnt! haben wir doch so viel gearbeitet, und nun müssen wir schlenkern!“

17. Zwerge leihen Brot.

Grimm, Nr. 34. Panzer I, S. 157.

Der Pfarrer Hedler zu Selbitz und Marlsreut erzählte im Jahre 1684 Folgendes. Zwischen den zweien genannten Orten liegt im Wald eine Oeffnung, die insgemein das Zwergerloch genannt wird, weil ehedessen und vor mehr als hundert Jahren daselbst Zwerge unter der Erde gewohnt, die von gewissen Einwohnern in Naila, die notdürftige Nahrung zugetragen erhalten haben.

Albert Steffel, siebenzig Jahre alt und im Jahre 1680 gestorben, und Hans Rohmann, dreiundsechzig Jahre alt und 1679 gestorben, zwei ehrliche, glaubhafte Männer haben etliche male ausgesagt, Rohmanns Großvater habe einst auf seinem bei diesem Loche befindlichen Acker geackert und sein Weib ihm frischgebackenes Brot zum Frühstück aufs Feld gebracht und in ein Tüchlein gebunden am Rain hingelegt. Bald sei ein Zwerg-Weiblein gegangen kommen und habe den Ackermann um sein Brot angesprochen; „Ihr Brot sei eben auch im Backofen, aber ihre hungrigen Kinder könnten nicht darauf warten und sie wolle es ihnen mittags von dem ihrigen wieder erstatten.“ Der Großvater habe eingewilligt, auf den Mittag sei sie wieder gekommen, habe ein sehr weißes Tüchlein gebreitet und darauf einen noch warmen Laib gelegt, neben vieler Dankagung und Bitte, er möge ohne Scheu des Brotes

essen und das Tuch wolle sie schon wieder abholen. Das sei auch geschehen, dann habe sie zu ihm gesagt, es würden jetzt so viele Hammerwerke errichtet, daß sie, dadurch beunruhigt, wohl weichen und den geliebten Sitz verlassen müßte. Auch vertriebe sie das Schwören und große Fluchen der Leute, wie auch die Entheiligung des Sonntags, indem die Bauern vor der Kirche ihr Feld zu beschauen gingen, welches ganz sündlich wäre.

18. Die Seifriedsburg bei Gmunden in Unterfranken.

Panzer I. S. 178.

Die Seifriedsburg oder das alte Schloß lag auf dem Gehänge eines Berges nicht weit von dem Dorfe Seifriedsburg. Dieser dicht mit Bäumen bewachsene Platz ist durch einen niedrigen, schmalen Steindamm in Hufeisenform, dann durch den dichten Helgraben, Hölgraben, auch Burggraben genannt, begrenzt. Etwa 150 Schritte von diesem Platze aufwärts gegen das Dorf Seifriedsburg liegt die Helwiese. An der Saal, von der Seifriedsburg etwa eine Viertelstunde abwärts, wo der Helgraben in die Saal mündet, liegt das Kloster Schönan. Nahe dabei, gegen den Helgraben, liegt eine Wiese, der Lindwurm genannt. In dieser Wiese ist eine kleine Vertiefung mit Wasser.

Säufrik war der Knecht eines Säuhirten, daher sein Name. Schweine hütend, badete er öfter in dem Wasser der Lindwurmwiese und wurde dadurch so hart, daß ihm keine Waffe Schaden konnte. Säufrik zog nun fort, verrichtete große Heldenthaten und kehrte zurück, nachdem er sich große Schätze erworben hatte. Damit baute er die Säufriedsburg.

Die Alten erzählten, daß sich auf der Seifriedsburg öfter drei Jungfrauen sehen ließen. Wanderer wurden oft von dem schwarzen Hund irre geführt. *)

19. Der heilige Salzfluß.

Grimm Nr. 363.

Die Germanen gewannen auf diese Art ihr Salz, daß sie das salzhaltige Wasser auf glühende Bäume gossen. Zwischen den Her-

*) Bechsteins Sagen des Frankenlandes, 1842. S. 144 und 145.

munduren und Gatten strömte ein salzreicher Fluß, die fränkische Saale, um dessen Besitz Krieg ausbrach. Denn die Germanen glaubten, eine solche Gegend liege dem Himmel nah und die Gebete der Menschen könnten von den Göttern nirgends besser vernommen werden. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in diesen Fluß und diese Wälder; nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meeresflut zurückgewichen sei: sondern das Flußwasser werde auf glühende Baumschichten gegossen, und aus der Vermischung zweier feindlicher Urstoffe, Wassers und Feuers, gehe das Salz hervor. Der Krieg aber schlug den Hermunduren glücklich, den Gatten unselig aus, und die Sieger opferten nach ihrem Gelübde alle eroberten Männer und Pferde.

20. Die Teufelsmauer.

Grimm Nr. 188.

Von der nordgauer Pfahlhecke erzählten die Bauern um Oberndorf und Otmanfeld, der Teufel habe von Gott dem Herrn einen Teil der Erde gefordert und dieser insoweit drein gewilligt, dasjenige Stück Lands, das er vor Hahnenkrat mit Mauern umschlossen habe, solle ihm zufallen. Der böse Feind habe sich stracks ans Werk gemacht, doch eh er die letzte Hand angelegt und den Schlußstein aufgesetzt, der Hahn gekrähet. Vor Zorn nun, daß das Geding und seine Hoffnung zu nicht geworden, sei er ungestüm über das ganze Werk hergefallen und habe alle Steine überm Haufen geworfen. Noch jezt spucke es auf dieser Teufelsmauer.

21. Herkunft der Franken.

Grimm Nr. 418.

Das Geschlecht der Franken ist dem Römer nah verwandt, ihrer beider Vorfahren stammten aus der alten Troja ab. Da nun die Griechen diese Burg nach Gottes Urteil zerstört hatten, entronnen nur wenige Trojaner, fuhren lange in der Welt herum. Franko mit den Seinen kam nieder zu dem Rhein, und saß daselbst; da baute er zum Andenken seiner Abstammung ein kleines Troja mit Freuden auf, und nannte den vorbeisfließenden Bach Santen, nach

dem Fluß in ihrem alten Lande. Den Rhein nahmen sie für das Meer. So wuchs das fränkische Volk auf.

22. König Karl.

Panzer II S. 45 vergl. Schönwerth III S. 358.

Karlsberg heißt ein Sandhügel auf einer der Ueberschwemmung der Regnitz ausgesetzten Wiese bei Fürth. Von der Beste in Nürnberg bis zum Karlsberg soll ein unterirdischer Gang ziehen. Mal wurde einem armen Sünder das Leben versprochen, wenn er in den Gang hineingehe, und zum Wahrzeichen etwas mitbringe. Dieser ging weit fort bis zum Karlsberg, wo er den König Karl, welchem der Bart dreimal um den Tisch gewachsen war und viele Ritter um den Tisch sitzen sah. Er entsetzte sich und eilte zurück. Unterwegs fielen Tropfen herab, weche er, vermeinend es sei Gold, mit der Hand auffing. In seiner Tasche fühlte er einen Stein, welcher unbemerkt hineingefallen war. Als er zurückkam und gefragt wurde, ob er etwas mitgebracht habe? antwortete er: „nichts, als diesen Stein,“ und wie er ihn vorzeigte war's ein schöner großer Diamant, worauf ihm das Leben geschenkt wurde.

23. Das Benediktinerkloster in Aschaffenburg.

Ab. v. Herrlein, Sagen des Speffarts.

Karl der Große weilte gern an den Ufern des Maines, an dem seine Burgen und Paläste, seine Meierhöfe, seine Jagdschlösser lagen. Auch die Ravensburg diente dem Kaiser und seinem Jagdgesolge zur Wohnung, wenn er sich durch die Jagd im Speffart von seinen schweren Regierungsjorgen erholen wollte, und der Kaiser liebte den Speffart sehr und nannte ihn darum vorzugsweise seinen Wald. Der Speffart erstreckte sich damals bis an die Mauern der St. Martins-Kapelle und der Ravensburg.

Bei einer dieser Jagden im Speffart war der Kaiser von seinem Gefolge abgekommen; nur ein Knappe war in seiner Nähe. Je mehr sie sich Mühe gaben, zu einem der kaiserlichen Jagdschlösser zu gelangen oder das Gefolge aufzufinden, desto mehr wurden sie irre; die Nacht brach herein und der Kaiser mußte sich entschließen,

sie im Forste zuzubringen. Die Verirrten banden ihre Kasse an zwei Lindenbäume und streckten sich unter ihr Blätterdach, der Kaiser that aber das Gelübde, daß er da, wo ihm der erste Mensch begegnen würde, ein Kloster stiften wolle. Dann schloß er ruhig ein. Bei dem ersten Strahl der Sonne wurde er durch die Schläge einer Art geweckt; ganz in seiner Nähe war ein Mann mit Holzfällen beschäftigt. Der Kaiser, der sich tief im Speffart glaubte, hatte nur einige hundert Schritte von der Ravensburg übernachtet.

An jener Stelle baute der Kaiser, der kurz vorher das Benediktinerkloster zu Neustadt am Main gestiftet hatte, gleichfalls ein Benediktinerkloster und Aschaffenburg hatte nun einen geregelten Gottesdienst, der die erste Veranlassung zur Vergrößerung der Stadt gab. Der Kreuzgang des neuen Klosters wurde um die Lindenbäume geführt, die dem Kaiser und seinem Knappen Schutz gewährt hatten. Im Verlauf der Zeit starben die Bäume ab.

24. Der Altmühlfluß und die Fossa Carolina.

Schöppner I, Nr. 25.

Der heilige Wilibald nennt die Altmühl in seinem Schreiben an den Papst einen heiligen Fluß und Wägemann schreibt: Die Altmühl, Alchmona, war vor Alters ein heiliger Fluß.

Die Altmühl ist auch aus den Zeiten Karls des Großen berühmt. Dieser wollte die Donau mit dem Rhein verbinden und diese Verbindung sollte durch die Altmühl und Rezat bewerkstelligt werden. Es wurde mit vielen Arbeitern der Anfang gemacht, allein stark eingefallenes Regenwetter und sumpfiges Erdreich sollen die Ausführung verhindert haben. Aventin gibt noch eine andere Ursache an. Es sollen sich nämlich wunderliche Dinge während der Arbeit zugetragen haben; ganze Haufen Getreidekörner wurden auf den Feldern gefunden, und wenn das Vieh davon genoß, so starb es augenblicklich. Das daraus gemachte Mehl verschwand unter den Händen; zur Nachtzeit wurden die Arbeiter durch Gespenster erschreckt; man hörte schreien und lärmern und schreckliches Geräusch, wie wenn das wütende Heer im Anzug wäre und alles zu Grunde gehen wollte.

In der Nähe von Weissenburg am Sand sieht man noch die Spuren des Unternehmens.

25. Adalbert von Babenberg.

Grimm Nr. 462.

Im Jahre 905 zu König Ludwig des Kindes Zeiten, trug sich eine Begebenheit zu, die man lange auf Kreuzwegen und Mahlstätten vor dem Volke singen hörte, und deren die geschriebenen Bücher von den Thaten der Könige nicht geschweigen. Adalbert, ein edler fränkischer Graf, hatte Konraden, König Ludwigs Bruder, erlegt; und wurde in seiner Burg Babenberg darum belagert. Da man aber diesen Helden mit Gewalt nicht bezwingen konnte, so sann des jungen Königs Ratgeber, Erzbischof Hatto von Mainz, auf eine List. Mit frommer Gleisnerei ging er hinauf zu einem Gespräch in das Schloß und redete dem Adalbert zu, die Gnade des Königs zu suchen. Adalbert, fromm und demütig, fügte sich gerne, bedung sich aber aus, daß ihn Hatto sicher und ohne Gefahr seines Lebens wieder in die Burg zurück bringe. Hatto gab ihm sein Wort darauf und beide machten sich auf den Weg. Als sie sich dem nächsten Dorfe, namens Teurstat, näherten, sprach der Bischof: „es wird uns das Fasten schwer halten, bis wir zum Könige kommen, sollten wir nicht vorher frühstücken, wenn es dir gefiele?“ Adalbert, einfältig und gläubig nach Art der Alten, ohne Böses zu ahnen, lud den Bischof alsbald nach diesen Worten bei sich zum Essen ein, und sie kehrten wieder in die Burg zurück, die sie eben verlassen hatten. Nach eingenommenem Mahl begaben sie sich sodann ins Lager, wo die Sache des Fürsten vorgenommen und er der Klage des Hochverrats schuldig gesprochen und zur Enthauptung verdammt wurde. Als man dieses Urteil zu vollziehen Anstalt machte, mahnte Adalbert den Bischof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwortete verrätherisch: „die hab’ ich dir wohl gehalten, als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstück zurück führte.“ Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet und sein Land eingezogen.

26. Die Kunigundenlinde im Burghof zu Nürnberg.

Schöppner Nr. 636.

Kaiser Heinrich pflog eines Tages der Jagd in den Nürnbergerischen Wäldern. Sehnsüchtig harrete sein treues Gemahl Kunigunde

des Heimkehrenden. Als es aber schon abend wurde und der Kaiser noch immer nicht kommen wollte, da ward die edle Frau bekümmert in ihrem Herzen und schaute ein um das andere mal sorgenvoll von dem Söller der Burg in die Weite. Endlich verkündete das Gebell der Hunde und der Hufschlag der Rosse die Ankunft des theuern Herrn. Voll Freude ging ihm die Kaiserin entgegen und fragte ihn, warum er doch heute viel später als sonst von der Jagd zurückkehre? Darauf ihr Heinrich entgegnete, wie er vor allem Gott danken müsse für wunderbare Erhaltung seines Lebens. Denn als er in pfeilschnellem Ritt einer Hindin nachgesetzt, habe sich nur wenige Schritte vor ihm ein Abgrund aufgethan, in welchen er mit seinem Rappen unaufhaltsam hinabgestürzt wäre, wenn nicht ein uralter, schwarzer, vom Blitzstrahl halb verkohlter Lindenstamm am Rande der Schlucht das Roß zurückgeschreckt hätte. Zum Andenken habe er sich von den wenigen grünen Zweiglein der Linde eines mitgenommen, dasselbe seinem treuen Gemahl zu verehren. Mit Dankes-
thränen in den Augen soll die Kaiserin das Zweiglein empfangen und alsogleich in dem Hofe der Burg in frischen Boden gepflanzt haben, wo es dann zu einem herrlichen Baume emporwuchs.

27. Heinrich Toppler.

Schöppner Nr. 832.

Der Mann, von dem die Rothenburger Sage am meisten zu erzählen weiß, war Heinrich Toppler, der Bürgermeister. Toppler galt als der reichste Mann seiner Zeit in der Stadt, so daß er 80,000 Gulden besteuerte; dabei besaß er viel an Gütern, Waldungen, Mühlen und Gülten. Als ein Hauptmann der verbündeten Städte in Schwaben und Franken erwarb er sich großen Kriegsrühm und war so kühn, daß er seine Feinde bis an den Rheinstrom verfolgte und ihre festen Schlösser zerbrach. Ja viele bedeutende Anlagen in der Stadt werden ihm zugeschrieben und besonders war er auf ihre Erweiterung und Befestigung bedacht. Bei Fürsten und Herren im weiten Umkreis galt sein Name viel und das gemeine Volk war ihm so anhänglich, daß wenn er an Festen in die Kirche ging, stets dreißig oder vierzig Bürger ihn hin begleiteten. Damit seinem Glück es in nichts fehle, so war er auch im Haus mit drei kräftigen

Söhnen und fünf züchtigen Töchtern gesegnet, von denen zwei bereits an Söhne edler Rats Herrn vermählt waren. Gegen einen solchen Mann schloß der Neid nicht. Es verbreitete sich das Gerücht, Toppler halte mit seiner Sippe gegen den Stadtbrauch in seiner Wohnung über seine Vasallen Gericht und habe sich für diese ein eigenes Gefängnis bauen lassen. Den weitem Verlauf erzählt die Volks-
sage nach ihrer Weise also: Im trunkenen Mut würfeln Burggraf Friedrich von Nürnberg und Heinrich Toppler um die Stadt Rothenburg, wer künftig ihr Herr sein sollte; Toppler warf elf Augen, aber der Burggraf zwölf. Seit der Zeit dachte jener darauf, die Stadt seinem Bundesgenossen zu übergeben. Dieser erkannte aber die Weisheit der Rats Herrn daran, daß einige alte Thüren der Stadtmauer, die der Bürgermeister der Befestigungsarbeiten wegen hatte einreißen lassen, gar lange nicht wieder aufgebaut wurden. Als nun Toppler einstmals mit zwei andern Ratsmannen nach Ansbach gesendet wurde, rief die Ratsglocke plötzlich den Rat zusammen und die Partei seiner Feinde trat jetzt hervor. Durch nachsetzende Reiter wurde Toppler unter einem Vorwand zurückgerufen, und da er als Bürgermeister die erste Stimme hatte, so wurde er befragt, was einem Verräther der Stadt gebühre. „Hungers zu sterben“, erwiderte der Unbesorgte unverzüglich. Da ließ ihm der Rat sein eigen Urtheil verkünden, und ihn in das geheime Staatsgefängnis unter dem Archiv werfen. Dort lag er manchen Tag, bis er verschnittete. Andere behaupteten, er sei an Gift gestorben. Sein bekümmertes Weib, setzt die Sage noch hinzu, versuchte es, von den Kellern ihres Hauses aus einen unterirdischen Gang bis zum Gefängnis ihres Eheherrn treiben zu lassen, kam aber zu spät.

28. Die heilige Jungfrau schützt Männerstadt.

Schöppner Nr. 575.

Im dreißigjährigen Kriege und zwar im Jahre 1641 wurde Männerstadt von den Schweden unter Anführung des Weimariſchen Generals Rosa hart bedrängt und belagert. Der Feind hatte auf dem Karlsberg seine Verschanzungen und begann von ihm aus die Stadt zu beschießen. In dieser war eine fromme Bruderschaft „zum heiligen Rosenkranz“, die in solcher Bedrängnis heiße Gebete

um Rettung zum Himmel sandte. Als nun die Kanonade vom Karlsberg am heftigsten wurde, offenbarte sich ein göttliches Wunder; denn die heilige Jungfrau erschien in ihrer Glorie, umschwebt von Engeln, im langen weißen Gewande und himmelblauen Mantel auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln auf. Darüber verwunderten und entsetzten sich die Schweden, hoben die Belagerung auf und zogen von dannen. Zum Gedächtnis dieser wunderbaren Rettung feiert Münsterstadt bis heute noch ein Dankfest mit feierlichem Gottesdienst und einer Prozession, während welcher die Stadthore geschlossen werden.

29. Wie Kissingen vor den Schweden gerettet ward.

Schöppner Nr. 273.

Unter der Anführung Reichwalds näherte sich ein Trupp Schweden dem Städtlein Kissingen. Sie lagerten sich in aller Stille auf den benachbarten waldigen Höhen mit der Absicht zur Nachtzeit den Angriff zu machen. Nun traf es sich, daß zur selben Zeit etliche Krämer vom Jahrmärkte heimkehrend des Weges zogen. Diese bemerkten den im Hinterhalt lauernden Feind und setzten alsbald die Kissingener von der Gefahr in Kenntniss. Da versammelten sich die Bürger und wandten zu allererst ihre Blicke zur gnadenreichen Mutter des Herrn und begaben sich in ihren Schutz mit frommen Gelübden. Darauf faßten sie Mut und rüsteten sich wacker zum hartnäckigsten Widerstande. Wie nun die Schweden heranrückten und anfangen das Städtlein zu berennen, wurden sie bald von denen auf der Mauer zurückgeschlagen. Als sie sich aber ermanneten und den Angriff erneuerten, fand sich unter den Kissingenern ein Bürger, Peter Heil, der kam auf den Einfall, man sollte alle Bienenkörbe von ganz Kissingen zusammenbringen und von den Mauern hinunter auf die Feinde werfen. Also geschah es. Zahllose Bienenschwärme stürzten sich auf die betroffenen Feinde und brachten sie mit ihren Stichen in solche Verlegenheit, daß sie den Belagerten gegenüber wehrlos sich in aller Eile auf die Flucht begaben. Dem Peter Heil wurde als Denkmal ein steinerner Kopf am Rathaus gesetzt, den man noch heutigen Tages sehen kann.

30. Eppela Gaila.

Grimm, Nr. 129.

In alten Zeiten wohnte im Baireuthischen bei Dramehsel Eppelin von Gailing, ein kühner Ritter, der raubte und heerte dort herum und sonderlich aufgefressen war er den Nürnbergern, denen schadete er, wo er mochte. Er verstand aber das Zaubern und zumal so hatt' er ein Kößlein, das konnte wohl reiten und traben, damit setzte er in hohen Sprüngen über Felsen und Risse und sprengte es über den Fluß Wiesent, ohne das Wasser zu rühren, und über Heuwagen auf der Wiese ritt er, daß seines Rosses Huf kein Halmlein verletzte. Zu Gailenreuth lag sein Hauptsitz, aber rings herum hatte er noch andere seiner Burgen und im Nu wie der Wind flog er von einer zur andern. Von einer Bergseite war er flugs an der gegenüberstehenden und ritt oftmals nach St. Lorenz in Muggendorf. Zu Nürnberg hielten ihn weder Burgmauern auf, noch der breite Stadtgraben und viele andere Abenteuer hat er ausgeübt. Endlich aber fingen ihn die Nürnberger und zu Neumarkt ward er mit seinen Helfershelfern an den Galgen gehängt. In der Nürnberger Burg stehen noch seine Waffen zur Schau und an der Mauer ist noch die Spur vom Hufe seines Pferdes zu sehen, die sich eingedrückt hatte, als er darüber sprang.

31. Ursprung des Burgbernheimer Wildbads.

Schöppner, Nr. 1154.

Nach einer uralten Volksfrage hat das Wildbad zu Burgbernheim seine Entdeckung folgender Begebenheit zu verdanken.

Ein Bauer aus Gallmersgarten, einem drei Viertelstunden vom Markt Burgbernheim entlegenen Weiler, besaß einen kranken, abgezehrten Schimmel, den er nicht weiter brauchen konnte und in den Wald trieb, um aller umsonst angewandten Heilmittel und ferneren Unkosten los zu werden. Nach einiger Zeit vernahmen die Holzarbeiter in einem wilden Thale Geräusch und als sie näher nachsuchten, trafen sie das schon lange für verloren gehaltene Roß an einer Quelle laufend, gesund und frisch an. Also schloß man daraus, daß der Genuß des Quellwassers den Schimmel gesund

gemacht habe, stellte nun auch Versuche bei Menschen an und verspürte die besten Wirkungen davon. Solches muß sich bereits im 12. Jahrhundert oder noch früher zugetragen haben, da schon der römische Kaiser Lothar Burgbernheimer Wasser nach Nürnberg bringen ließ, woselbst er sich 1128 auf dem Reichstage befand.

32. Gründung des Klosters Heilsbrunn.

Schöppner, Nr. 131.

Ein Ritter von Heideck siechte schon Jahre lang am Fieber. Kein Mittel half, niemand konnte raten. Nun geschah es, daß er an einem fieberfreien Tage sein Roß bestieg, um sich in der frischen Luft ein wenig zu erreiten. Als er schon lange in Feld und Wald umhergeschweift war, befiel ihn brennender Durst, so daß er ver-
schmachten zu müssen glaubte. Endlich kam er auf einen schönen grünen Rasenplatz; da hüpfen und sangen die muntern Vöglein und was das Beste war, da sprang ein Brunnlein des herrlichsten Wassers mit lustigem Sprudel aus dem Felsen hervor. Alsogleich war der Heidecker vom Pferde und schlürfte in langen Zügen das erfrischende Wasser. Von selber Stunde an genas der Ritter von allem Fieber. Daher nannte er die Quelle Heilsbrunnen und erbaute aus Dankbarkeit eine Kapelle zu Ehren des heiligen Michael. Bald zog die Wunderkraft des Wassers zahlreiche Pilger herbei, so daß die Kapelle nicht Raum für die Betenden hatte. Daher bauten die Ritter Rapoto und Konrad, Grafen von Alenberg, eine größere Kirche und ein der Gottesmutter geweihtes Mönchskloster.

33. Wie St. Sebaldus begraben worden.

Schöppner, Nr. 134.

Als der heilige Sebaldus auf dem Todtbette lag, da soll er befohlen haben, ihn nach seinem Tode auf einen Wagen zu legen, vier ungezähmte Ochsen davorzuspannen, und wo diese still stehen würden, den Körper zu begraben. Da nun die Ochsen zur St. Peterskapelle gekommen, sind sie daselbst still gestanden, daher der Leichnam auch dahin bestattet worden.

34. Steinklopfer bei Dettelbach.

Schöppner, Nr. 230.

Mehrere Handelsleute gingen einmal miteinander nach Mitternacht von Dettelbach nach Würzburg zur Messe. Unterwegs gewahrten sie in der Ferne ein Licht, und hörten nach und nach ein Klopfen. Da sagte einer aus ihnen: „Das ist der Steinklopferle, der sich oft sehen läßt.“ Als sie näher kamen, erblickten sie einen Mann, der auf einem Steinhaufen saß und klopfte. Er hatte einen dreieckigen Hut so tief ins Gesicht herabgedrückt, daß man dies nicht sehen konnte, und ihm zur Seite befand sich eine Laterne. Als sie an ihm vorübergehen wollten, zerbarst die Laterne und er selbst verschwand mit einem Geschwirre, wie von einem Trupp aufgeschuchter Vögel. Es soll dies ein verwünschter Siebener (Feldgeschworne) sein, welcher unredlich Marksteine setzte oder sie verrückte.

35. Der heilige Sonntag.

Grimm, Nr. 232.

Zu Rindstadt in Franken pflegte eine Spinnerin des Sonntags über zu spinnen und zwang auch ihre Mägde dazu. Einstens dächte sie miteinander, es ginge Feuer aus ihren Spinnrocken, thäte ihnen aber weiter kein Leid. Den folgenden Sonntag kam das Feuer wahrhaftig in den Rocken, wurde aber wieder gelöscht. Weil sie's aber nicht achtete, ging den dritten Sonntag das ganze Haus an vom Flachs und verbrannte die Frau mit zweien Kindern, aber durch Gottes Gnade wurde ein kleines Kind in der Wiege erhalten, daß ihm kein Leid geschah.

Man sagt auch, einem Bauer, der Sonntags in die Mühle ging, sein Getreid zu mahlen, sei es zu Aschen geworden, einem andern Scheuer und Korn abgebrunnen. Einer wollte auf den heiligen Tag pflügen und die Pflugchar mit dem Eisen scheuern, das Eisen wuchs ihm an die Hand und mußte es zwei Jahre in großem Schmerz tragen, bis ihn Gott nach vielem brünstigem Gebet von der Plage erledigte.

36. Das hohe Kreuz von Hessenthal.

Adalbert von Herrlein, S. 168.

Oberhalb der Kapelle zu Hessenthal stand ein kleines Haus.

Darin wohnte eine betagte Frau, die Witwe war und kinderlos. Sie hatte ihr gutes Auskommen, gab sich aber nie zufrieden und trachtete nur, immer mehr zu erwerben. Sie gönnte weder sich noch einem andern etwas, gab keinem andern ein Almosen und schaffte vom Morgen bis zum Abend, an Werk- und Feiertagen, nur um des leidigen Geldes willen. Denn das war ihr Gott, um den im Himmel kümmerte sie sich wenig und kam nur höchst selten in die Kirche, die doch nur drei Schritte von ihrer Wohnung lag. Schon oft hatte sie der kleinen Gemeinde durch ihr Schaffen während des Gottesdienstes Ärgernis gegeben, schon oft war sie gemahnt worden, wenigstens die Andacht anderer nicht zu stören, aber vergebens.

Am Samstag vor Pfingsten tief in der Nacht war sie mit dem Flachsspinnen fertig geworden. Sie war am darauffolgenden Tag noch so müde, daß sie ausruhen mußte, allein am Pfingstmontag schürte sie den Kessel und begann ihr Garn zu kochen. Eine Nachbarnsrau ging vorüber zur Kirche und sah das Feuer unter dem Kessel und das Sieden des Garnes. Sie rief der Frau zu: „Ei, Nachbarin, wißt ihr denn nicht, daß heute Pfingstmontag ist und schämt ihr euch denn nicht vor den Leuten? Gleich wird die Walfahrt zum Herrnbilde abgehen, was werden die Leute dazu sagen, wenn ihr da steht und Garn kocht, statt daß ihr andächtig wie andere sein solltet?“ „Was kümmert mich,“ sprach die Frau, „euer Pfingstmontag und euere Walfahrt! Walfahrten mag gehen, wer nichts Besseres zu thun weiß; ich sage: Pfingstmontag hin, Pfingstmontag her, heute muß mein Garn gekocht sein.“

Als die Prozession von dem Herrnbilde zurückkam, war das Häuschen der Frau mit allem, was es enthielt, in die Erde versunken; nur ein tiefer Schlund war sichtbar und in der Tiefe hörte man das Strudeln des kochenden Wassers.

Lange Zeit war die Öffnung unbedeckt; später ward eine Mauer darüber errichtet und drei steinerne Kreuzifixe mit den Bildsäulen der heiligen Mutter Gottes und des heiligen Johannes darauf gestellt. In der Mauer blieb eine viereckige Nische, die keine Öffnung nach innen hat; man hört aber daraus immer noch das Kochen des Wassers, am deutlichsten am Pfingstmontage.

37. Das rote Kreuz.

Adalbert von Herrlin, S. 67.

Unfern von Kronbach am Saume eines Waldes steht ein Kreuz von einzelnen Bäumen beschattet; die Straße nach Gelnhausen führt da vorüber. Das Kreuz ist unter dem Namen des roten Kreuzes in der Umgegend wohl bekannt und es geht niemand nach eingebrochener Dunkelheit gern vorbei, denn es spukt dort und es hat sich oft eine weiße Gestalt sehen lassen.

Einst ging ein Mann von Gelnhausen herüber nach Kronbach. Er hatte sich verspätet und so sehr er sich eilte, ward es doch Nacht, bis er an das rote Kreuz kam. Schon unterwegs hatte er mit Angst daran gedacht; wie ward ihm erst zu Mute, als er dort eine weiße Gestalt wandeln sah. Obwohl es Nacht war, leuchteten doch die Sterne so hell, daß er deutlich wahrnehmen konnte, die Gestalt habe schwarze Füße und trage etwas in ihren Händen. Der Mann getraute sich nicht vorwärts zu gehen, aber ebensowenig umzukehren, denn das Gespenst hätte ihm ja nachkommen können. Während er so stand und die Angst ihm den Schweiß austrieb, hörte er das Gespenst mit seiner Grabesstimme sagen: „Wo soll ich ihn hinsetzen, wo soll ich ihn hinsetzen?“

Da sprach der Mann mit dem Mute der Verzweiflung: „Wo du ihn herausgenommen hast.“ In demselben Augenblicke war das Schwarze an den Füßen des Gespenstes verschwunden und das Gespenst selber zerfloß in die Luft.

Der Geist mochte in seinem Leben wohl einen Grenzstein verrückt haben und mußte nun zur Strafe wandern, bis es jemand wagte, ihm Antwort zu geben. Seitdem ist er nicht mehr gesehen worden.

38. Der Hannes-Jakob von Hoppach.

Adalbert von Herrlin, S. 198.

Man erzählt, in Neustadt an der Aisch habe einmal ein Schneider, als die Feinde das Städtchen belagerten, und es ausgehungert zu haben meinten, einen guten Rat erfunden. Er habe sich nämlich in eine Bockshaut einnähen und unter lustigem Meckern

auf der Stadtmauer sehen lassen, bis die Feinde in der Meinung, die drinnen müßten noch Lebensmittel genug haben, voll Verdruß und Ärger wieder abgezogen. Das war ein gescheiter Bursche — dieser Neustadter Schneider, aber der Hannes Jakob von Hoppach war auch nicht auf den Kopf gefallen.

Wenn man von Eschau nach Hoppach geht, kommt man an einem Berg vorbei, der bis herunter in den Grund reicht — darauf liegt das Wildensteiner Schloß. Jetzt steht davon nur noch eine große Mauer und das Thor, das sonst eine Zugbrücke gehabt hat, und ein hoher viereckiger Turm und im Hof ist noch der Keller zu sehen und ein tiefer Brunnen, der aber mit Steinen ausgefüllt ist. Vor hundert Jahren wohnten noch der Jäger im Schloß und der Schäfer, seitdem aber ist's öd und verlassen: im Hof weiden die Rüh', auf dem Gemäuer haben die Vögel und der Wind Tannenbäume und Vogelbeeren ausgesät und auf dem Schloßweg wächst das Gras. Daß es hier einmal so aussehen würde, hätte von den Rienecker Grafen, die vor Zeiten in dem Schlosse hausten, keiner geglaubt, als vielleicht der letzte, der, als seine Leute in dem Schlosse alle geflohen oder geblieben waren, mit dem Pfarrer durch den unterirdischen Gang sich retten wollte, aber sich in sein Schwert stürzte, da er den Ausgang, dort wo mans die „Badstube“ heißt, vom Feind bereits besetzt fand. Sonst waren die Rienecker Grafen lange Zeit reiche und große Herren, die Geld und Gut und Grund und Boden gehabt, und wäre auch heute noch von ihrem Gold und Silber viel im Schlosse zu haben, wenn man nur wüßte, wie und wo? — so aber wirds liegen bleiben bis zum jüngsten Tag.

Immer hilft Geld und Gut auch nicht, und ein guter Einfall ist manchmal mehr wert als Gold und Silber: das haben die Herren einmal recht deutlich erfahren, wie sie den großen Streit mit den Mainzern führten. Diese hatten die ganze Gegend mit ihren Leuten belegt, daß kein Rienecker mehr vom Schlosse sich wagen durfte. Wars ihnen auch nicht lieb, so gaben sie sich doch darein, tummelten ihre Gäule im Hof, daß sie nicht steif wurden, hielten die Fastnacht im Schloßsaal und warteten auf bessere Zeiten. Als aber der Schnee schmolz und die wilden Wasser sich verlaufen hatten und man just auf die Märzveilchen wartete, siehe! da kamen eines Abends die Mainzer in hellen Haufen das Thal heraufgezogen

und legten sich vor das Schloß und die Rienecker machten große Augen. Zwar hatten sie Mannschaft genug und die Mauern waren hoch und der Graben tief, aber mit der Nahrung sah's übel bei ihnen aus, und sie wußten wohl, wenn der Magen leer ist, will das Herz nicht mutig sein und der Arm nicht zuschlagen. Anfangs hofften sie zwar immer noch, der Feind, wenn er sich den Kopf an der Mauer zerstoßen, werde wieder abziehen, aber es war nicht so: die Lerchenbäume wurden grün und die Birken bekamen Blätter und die Fichten und Tannen setzten an, und der Rufus fing an zu schreien, — aber nach wie vor lagen die Mainzer im Thal und der Rauch stieg auf aus dem Lager — jeden Tag dreimal, gerade wie wenn sie daheim wären. Das war den Rieneckern ein bitterer Anblick, wie sie so des Morgens, Mittags und Abends die Mainzer sich um die Feldkessel lagern sahen, denn bei ihnen war Schmalhans schon lang Küchenmeister, — Mehl und Fleisch war dem Ende nah, wiewohl sie auf Viertelskost gesetzt waren, und wenn auch einer kein besonderer Rechenmeister war, konnte er doch aufs Haar sagen, wann sie den letzten Laib Brot backen und wann sie den letzten Schinken anschneiden würden. Was aber den Rienecker am meisten verdroß, die Feinde mußten davon Wind bekommen haben. Denn wie er einmal mit seinem Knecht, dem Hannes-Jakob, über die Schloßmauer ins Thal schaut, hört er zwei Mainzer sagen: „Sie haben nichts mehr als ein Schwein und eine Kuh, jetzt wird das Nest bald unser sein.“

Der Hannes-Jakob aber war nicht auf den Kopf gefallen. Wie er nun seines Herrn Betrübnis sah, gings ihm durchs Herz und er hatte einen guten Einfall. Er ging nämlich hinunter in den Stall, holte das einzige Schwein, das sie noch hatten, heraus, warfs nieder und kniete ihm auf den Hals, daß es zu schreien anfang, wie wenns geschlachtet würde. Da spikten die Mainzer die Ohren und lachten, weil sie meinten, jetzt mußte es bald zu Ende gehen. Wie ers aber nach drei Tagen wieder that, und nach drei Tagen abermals und immer so fort, da sagten sie: „Sie müßens noch vollauf haben im Schloß, hört! sie schlachten schon wieder ein Schwein!“

Als ers so eine Weile fortgetrieben und die Leute den Gurt um den Leib sich angezogen, daß sie aussahen wie die Wespen und

auch die Razeu geschlachtet hatten, konnten sie endlich nicht anders und mußten ihr letztes und einziges Schwein schlachten. Da hieß der Kienecker seine Leute sich noch einmal satt essen und sagte: „Wir müssen nun doch bald sterben.“ Der Hannes-Jakob aber ging wieder in den Stall und blökte bald wie ein Kalb, bald brüllte er wie eine Kuh, und draußen sagten sie: „Die Schweine sind geschlachtet, jetzt kommen sie aus Rindvieh!“ und hatten bald satt, vor dem Schlosse zu liegen.

Die im Schlosse aber waren am Verhungern und eines Tages, wie von ihrem Schwein nur noch der letzte Schinken übrig war, und sich kaum noch jemand auf den Beinen halten konnte, außer dem Hannes-Jakob, da trat der Kienecker mitten unter sie und sagte: „Habt Dank, liebe und getreue Gesellen, daß ihr so mannhaft ausgehalten habt bis zuletzt — jetzt aber ist unser Stündlein gekommen.“ Wir wollen einander das Herz nicht schwer machen, sondern guten Muths einander in dieser falschen Welt gute Nacht geben aufs Wiedersehen in einem besseren Leben. Morgen werden wir mit des Seilers Tochter kopuliert und werden lustig im Winde baumeln, denn wir sind nur noch wie ein Schemen!“ und wie er das sagte, gab er jedem die Hand und es flossen ihm die hellen Thränen von den Backen und den Leuten auch. Der Hannes-Jakob allein wollte noch etwas versuchen.

So führte er denn die Kuh, von deren Milch sie bisher gelebt, aus dem Stall, bindet ihr mit Flachs den letzten noch übrigen Schinken zwischen die Hörner, läßt vom Schloßkaplan, der sich im Bett die traurigen Gedanken vertrieb und seinen letzten Buchstaben meinte geschrieben zu haben, einen Zettel schreiben und bindet ihn um den Schinken, — dann trieb er die Kuh zum Thor hinaus. Wie die Mainzer die Kuh kommen sahen, die stracks dem Thal zuschritt, wo sie in besseren Tagen so oft auf der grünen Wiese geweidet, stukten sie, endlich aber fingen etliche Gesellen die Kuh ein und wickelten den Flachs von ihren Hörnern. Drin fanden sie den Schinken und um den Schinken die Schrift, welche lautete:

„So wenig die Kuh den Schinken frißt,
So wenig die Festung euer ist.“

Da machten sie große Augen und brachten die Kuh samt der Schrift zu dem Kommandierenden. Dem war seit etlichen

Wochen schon Zeit und Weile lang genug geworden und wäre längst schon gerne weiter gezogen, wenn er nicht jeden Tag gehofft, der Hunger werde ihm das Schloß in die Hände liefern. Wie er aber die Kuh sah und den Schinken und die Schrift gelesen, sagte er: „Blast zum Abmarsch, denn da verhungern wir eher, als daß den Schwerenötern da droben die Kost ausginge.“

Morgens zogen sie ab mit Sack und Pack das Thal wieder hinunter. Die Rienecker sahen ihnen zuerst zu mit klopfendem Herzen und wagten nicht zu muessen, wie aber der letzte Mainzer das Thal verlassen hatte, da ging der Jubel los an allen Ecken und Enden. Die Kranken wurden wieder gesund, die Schwachen standen wieder auf ihre Füße, der Schloßkaplan kam aus seinem Bett hervor, der Konstabler schickte den Mainzern einen Kartaunenschuß nach, aber blind, damit sie's nicht für Ernst nähmen und wieder umkehrten und der Türmer blies vom Turme herab als wenn er sich die Seele ausblasen wollte: „Nun danket alle Gott!“ Der Rienecker aber zog seine Kappe ab und legte seine Hände zusammen bis es ausgeblasen war, dann strich er schmunzelnd seinen Schnauzbart und sagte: „Das hat uns Gott geraten! Aber so oft ich ein Schwein schreien und eine Kuh brüllen höre, will ich an den Hannes-Jakob von Hoppach gedenken und an seinen Einfall. Das soll ein Wort sein!“

39. Der goldene Fuchs zu Rothenbühl.

Schöppner, Nr. 147.

Das Sprüchwort sagt: „Mancher sucht sein Glück in der Ferne, das er doch ganz in der Nähe hätte. Dies traf einst buchstäblich bei dem Manne ein, aus dessen Leben wir nachfolgende Geschichte erzählen wollen. Von Streitberg nach Ebermannstadt ziehen sich angenehme und fruchtbare Wiesengründe, bewässert durch Schöpfräder aus der nahen Wiesent. Links im Thale, nicht ferne von Ebermannstadt, erhebt sich der stattliche Weiler Rothenbühl. Vor langen, langen Jahren stand hier ein verfallenes Kapellchen und daneben die ärmliche Hütte eines Landmannes, der sich kümmerlich im Schweiße seines Angesichts mit seinem zahlreichen Kinderhäuflein ernährte. Aber Gottesfurcht wohnte in der ärmlichen Hütte und

täglich wurden in ihr betende Hände zum Geber aller Gaben emporgehoben, daß er den nötigen Unterhalt verleihen und auch für die heranwachsenden Kleinen sorgen wolle. Und Gott erhörte dieses Bitten in reichster Fülle.

Einst als der bekümmerte Hausvater nach des Tages Last und Hitze der Ruhe pflegte, hatte er einen sonderbaren Traum. Denn es erschien ihm eine Gestalt, ernst und ehrwürdig, die gebot ihm und sprach: „Mache Dich auf und reise nach Regensburg, und wenn Du dort angekommen, so gehe auf die große Brücke, daselbst wirst Du Glück und Wohlstand finden.“

Und als der Mann erwachte, erzählte er der treuen Hausfrau seinen Traum und beide lächelten darüber. Aber in der nächsten Nacht kam die Gestalt wieder, da ward der Hausvater ernster und nachdenklicher, denn die Geschichte ging ihm im Kopfe herum.

Die sorgliche Frau jedoch wendete ein, daß es denn doch zu gewagt sei, auf einen bloßen Traum hin eine so weite Reise zu machen.

Und siehe, in der dritten Nacht kam die Gestalt noch einmal, ermahnte den Mann nachdrücklich, daß er sein Glück ja nicht ver säumen solle und bezeichnete ihm den Tag, an dem er auf der Brücke zu Regensburg sich einfinden solle. Nun half nichts mehr. „Weib!“ sagte er, „ich muß dem dreimaligen Wink des Himmels folgen, packe mir mein Känzchen zum Reisen“. Und die Frau war jetzt leicht überzeugt, daß man solchem Ruf zu folgen nicht ver säumen dürfe. So wanderte also der Mann am frühen Morgen gen Regensburg und nach mehreren Tagen mühseligen Marsches gelangte er endlich dahin und stand am bestimmten Tage schon mit Sonnenaufgang auf der ihm im Traum bezeichneten Stelle der Donaubrücke. Reiter und Wagen und Fußgänger zogen hier von Stund zu Stunde im buntem Gedränge an ihm vorüber, eilig ihren Geschäften nachgehend.

Und obgleich unser Reisender jeden betrachtete, weil er meinte, von diesem und jenem müsse das Glück ihm angeboten werden, so kümmerte sich doch niemand um ihn und vergebens harrend und verlassen sah er in ängstlicher Stimmung der Erfüllung seines Traumes entgegen.

Die Sonne brannte heiß auf die Brücke, kein Schatten bot sich dar, und so gerne der Mann sich dieser unbequemen Stellung entzogen hätte, so getraute er sich doch nicht fortzugehen aus Furcht, sein Glück zu veräußen, denn die Erscheinung hatt' es ihm ja so bestimmt verkündet. Es wurde Mittag. Unser Bauersmann hielt sein Mittagsmahl aus der Tasche auf der Brücke und die Hoffnung würzte ihm die einfache Kost, daß es ihm besser schmeckte, als wenn er bei einer reichen Tafel gegessen. Mancher guckte ihn darüber an. Da glaubte der Bauer immer, der wird es wohl sein. Doch drehten sie alle den Kopf und gingen ihres Weges weiter.

So ging es nun den Nachmittag hindurch, die Schatten wurden länger, der Abend kam heran; die Glocke des nahen Doms tönte zum Abendgebet. Da wurde der Bauer betrübt über sein hoffnungsloses Warten und zog sein Käßlein ab, betete und empfahl dem Vater in der Höhe sein Schicksal, sein Weib und seine Kinder in der fernen Heimat. „Ich will ja gern arm bleiben“, sagte er, „wenn es so über mich beschlossen ist, hilf nur mir und den Meinigen überall durch, bewahre mir Zufriedenheit und ein gottesfürchtiges Herz“.

Auf solches Gebet ward dem armen Mann leicht und froh ums Herz. Und er schickte sich an seinen bisher so standhaft behaupteten Platz zu verlassen, um in der Herberge eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Da kommt ein Bürgermann vorüber, der bleibt verwundert vor ihm stehen und redet ihn also an: „Ei, guter Mann! schon zum drittenmale bin ich heute vorübergegangen und immer seh ich dich hier stehen. Was erwartest du denn hier?“

Bei solcher Anrede geht dem Bäuerlein das Herz auf und er erzählt dem Fragenden seinen Traum und den Kummer über die bisherige Täuschung. Der Bürgermann aber lacht und spricht: „Wer wird aber auch auf einen Traum gehen; Träume sind Schäume! Wenn einer auf Träume achten und ihnen zu Gefallen gar weite Reisen machen wollte, der hätte fürwahr viel zu thun! Träumte mir nicht auch gestern: an einem Orte, genannt Rothenbühl, steht eine verfallene Kapelle; dort unter dem Platz, wo ehemals der Altar gestanden, liegt ein goldener Fuchs begraben. Wie, wenn ich nun darauf achten wollte? Weiß ich doch nicht einmal, ob es nur ein Rothenbühl auf Erden gibt und ein goldener Fuchs — wo sollte

der herkommen? Darum rate ich Dir, gutes Bäuerlein, gehe morgen wieder nach Hause und hebe lieber meinen goldenen Fuchs in Rothenbühl, den ich dir gern überlasse, anstatt daß du auf der Brücke hier auf einen Schatz wartest!" Unser Bauersmann, der bisher das Maul verwundert aufgesperrt, ließ sich das auch nicht zweimal sagen.

Gar schön bedankte er sich bei dem Bürger, nahm freundlichen Abschied von ihm, schlief die Nacht hindurch vor lauter Begierde nur wenig, und der erste Strahl der Sonne fand ihn schon weit von Regensburg. Erstaunt empfangen die Seinen den mit froher Miene eintretenden Hausvater, der sich kaum Zeit nahm ihre Fragen zu beantworten, sondern sogleich Schaufel und Hacke ergriff und an den bezeichneten Orte zu graben anfang. Und nicht lange, so glänzte ihm etwas Goldenes entgegen und das war wirklich ein schwer in Gold gearbeiteter Fuchs. Bald erbaute er sich ein neues stattliches Wohnhaus, kaufte die umliegenden Felder und Wiesen und lebte seine Tage in Ruhe und Frieden.

40. Die Mistelgauer.

Schöppner, Nr. 153.

Von den Bewohnern der Umgegend werden die Mistelgauer spottweise Hummeln geheißten. Von dem Herkommen dieses Namens geht folgende Sage. Einmal schickten die Mistelgauer einen aus ihrer Mitte nach Nürnberg, um daselbst schönes Wetter zu kaufen. Man gab ihm zu Nürnberg eine Schachtel mit dem Auftrage, sie nicht zu öffnen. Doch war der Mensch neugierig und öffnete die Schachtel. Da summt eine Hummel heraus und freute sich des Lebens. Jener aber lief ihr nach und schrie beständig: Hummel, Hummel, nach Mistelgau!"

41. Der Heinselberg.

Schöppner, Nr. 625.

Weit einwärts im Gebirg, das jetzt die fränkische Höhe heißt, liegt einsam ein Marktflecken, namens Plech. Es mag wohl schon lange her sein, da waren in Plech zwar Schweine, Geisen, Schafe, auch hie und da ein Rind zu sehen, doch ein Pferd war dortselbst

noch ein fabelhaftes Tier. Da saßen einmal im Wirtshaus die fürnehmsten Einwohner des Fleckens beisammen hinterm Bierkrug. Da kam lustig und wohlgemut ein fahrender Handwerksbursche daher, der hatte auf dem Rücken einen Ranzen und unter dem Arme einen großen Kürbis. Als er sich grüßend zu den Gästen gesetzt, fragte einer der Plecher: „Was habt ihr denn da für ein wundersames Ding?“ „Ein Roßei!“ entgegnete schelmisch der Fremdling. „Ein Roßei?“ rief mit großen Augen der Frager und „ein Roßei?“ riefen alle verwundert ihm nach. „Für gute Worte, ein paar Schluck Bier und einen kleinen Imbiß obendrein sollt ihr es haben,“ sagte schmunzelnd der Bursche, „doch eines müßt ihr wissen, nur Menschenwärme kann es ausbrüten und wohlgemerkt, in freier Bergesluft.“ Gesagt, gethan! Man ward handelsmäßig und bald schlenderte der Fremdling, reichlich gestärkt, wieder zum Marktflecken hinaus; das vermeintliche Roßei aber blieb zu allgemeinem Ergötzen zurück bei den Plechern. Schon am nächsten Morgen in aller frühe zog man hinauf zum nächstgelegenen Berg und warf das Los, wer reihum das kostbare Ei ausbrüten sollte hoch oben auf sonniger Kuppe. Da saß der erste und brütete sorgsam, dann der zweite, dritte u. s. w. Endlich traf die Kunde auch den Herrn Bürgermeister, der wie wohl alle seine Amtsgenossen ein überaus dicker und wohlbeleibter Mann war. Auch er saß und brütete sorgsam. Plötzlich hört er unter sich ein Krachen. Voll Erwartung der Dinge, springt er empor; doch der geplakte Kürbis rollt den Berg hinunter bis zu einem Wachholderbusch, und o Wunder! ein Hase stürzt aufgeschreckt daraus hervor und jagt gestreckten Laufs fernab von Plech. „Hott, hott, Heinsel (Fohlen), nach Plech nein, nach Plech nein!“ schreit voller Freude der Bürgermeister ihm nach in der Meinung, das Rößlein sei nun zur Welt geboren; er mochte aber schreien so viel er wollte, das Häschen war auf und davon.

Bald wurden die Plecher ihres Irrtums gewahr; doch der Berg, wo sich solches begab, heißt noch heute der „Heinselberg.“

Volksitte.

a) Geburt, Taufe und Gevatterschaft.

Allenthalben herrscht in Baiern trotz Stammesverschiedenheit eine auffallende Gemeinsamkeit in Sitten und Bräuchen. Was wir hier in Bezug auf Taufe, Spiel, Hochzeit und Begräbnis sagen, das gilt mehr oder weniger auch für Altbaiern.

Ist das Kind geboren, so hat man es gerne, wenn es recht schreit, denn es wird desto gesünder. Hier haben wir einen Nachklang altgermanischer Rechtsanschauung, wonach ein Kind lebensfähig galt, wenn es die vier Wände beschrien hatte. Hat es seine Lebensfähigkeit bekundet, so eilt der Vater „aufs G'vatter g'winnen“ zu gehen. Gewöhnlich wird nur ein „Dod“ genommen. Die Furcht vor dem Auswechseln*) des neugeborenen Kindes ist Grund, daß man so rasch als möglich zur Taufhandlung schreitet, gewöhnlich geschieht dieselbe am Tage der Geburt, spätestens am nachfolgenden und zwar in der Kirche. Bei Protestanten besteht vielfach die Unsitte die Taufhandlung lange hinauszuschieben. Eheliche Kinder werden nachmittags getauft. Während des Zuges zur Kirche, der aus dem Vater, dem Paten und der Hebamme besteht, bläst der Türmer in Stadt und Markt vom Kirch- oder Rathhausturm ein ehrbar Lied. In manchen Bambergischen Orten geht der Taufzug mit Musik zur Kirche, wobei sämtliche Paten der Geschwister des Täuflings sich beteiligen. Im Main- und Regnitzthale wird der Taufzug von den Dorfjungen „aufgehalten“. Der Pat hat ihn mit einigen Pfennigen auszulösen. Häufig wird der Taufzug auch angeschossen und zwar mit drei Schüssen, wenn das Kind ein Knabe, mit zwei, wenn es ein Mädchen ist.

Vor dem Taufstein soll das Kind nicht „greinen“, denn das ist üble Vorbedeutung. Der Priester darf mit demselben Wasser nicht zwei Kinder taufen, weil sonst eines davon stirbt. Bei der

*) Grimm Mythologie S. 437. Zweck des Wechsels scheint, daß die Elbe bemüht sind ihre Art durch das entwendete menschliche Kind größer zu ziehen, welches sie nun bei sich zu behalten meinen und wofür sie ihr eigenes Kind hingeben. Gegen die Auswechselung sichert, daß man einen Schlüssel oder eins von des Vaters Kleidern oder Stahl und Nähnadeln in die Wiege lege. Ueber Wechselbalg und Butt s. Schmeller I. Sp. 312 und II. Sp. 840.

Taufe tunkt die Hebamme unversehens den Finger ins Taufwasser und reibt damit das Zahnsfleisch des Kindes, auf daß es leichter zahne.

Im Südostwinkel des Speffarts werden die Weiber der ganzen Verwandtschaft geladen. Ist die kirchliche Handlung vorüber, dann spricht die Hebamme ihren Spruch, dem Täufling Gesundheit und Wohlgedeihen anwünschend, worauf alle gegenwärtigen Weiber mit lauter Stimme antworten: „Das geb' Gott, Amen!“

Nach der Taufe steckt der Pate dem Kinde ein Stück Geld in einem zierlichen Beutelchen ins Taufkissen. Zu Streitberg besteht das „Einbindets“ in einer kleinen Sammlung verschiedener Münzsorten. Im Tauberthale bekommt der Täufling eine gehörige Portion Dodennüsse, das sind Lebkuchen und Plätzchen. Die Patengeschenke währen bis zum 13. Lebensjahr des Kindes und werden an den heiligen Festtagen, Weihnachten und Ostern gereicht.

Von der kirchlichen Handlung weg gehts zum Tauffchmaus. Für den Besuch desselben gilt im Juralande der Ausdruck: „Auf die Schlemm gehen!“ Oft wird bis in die Nacht herzhast gezecht; dabei reichen Freunde und Verwandte die „Gevatterbriefe“ in ernsten und lustigen Verslein auf zierlich ausgeschnittenem Papier zum Fenster herein. Als Gegenreichtum wird je nach Vermögen ein Geldstück zum Fenster hinaus gelangt. Die förmliche Ausrichtung der Tauffchmäuse verliert sich allmählich.

Etliche Tage nach der Taufe schickt die Gevatterin die „Gevatter-suppe“ ins Haus, welche im Regnißgrunde in Reis, Kindsfleisch, Braten und Kaffee besteht. In der fränkischen Schweiz macht die Gevatterin acht Tage nach der Taufe den Kindbettbesuch und bringt das „Weißad“*) selber. Dieses besteht in einer alten Henne, einer Schüssel feinen Mehles mit Eiern besteckt, und Reis, dann Schnullerbrot und Kandiszucker fürs Kind. Diese Kindbetthenne spielte schon in den ältesten Zeiten ihre Rolle. Nach Grimms deutschen Rechtsaltertümern durften Wöchnerinnen die schuldigen Zins- und Rauchhühner essen, wenn sie nur dem einsagenden Amtmann die Köpfe davon ablieferten. „Ins Weißad gehn, kommen“ heißt zu einer Kindbetterin kommen, wo dann gewöhnlich ein kleines Mahl statt hat, welches ebenfalls Weißad heißt. Weißaat an Geflügel, Eiern, Hutzucker u. a. von Seite der

*) Schmeller III Sp. 1027. Schönwerth I S. 175.

Gevatter an die Kindbetterin zu senden, wird in einem Baireuther Reglement von 1738 verboten. Früher mag der Aufwand beiderseits, vom Vater und Gevatter groß gewesen sein, was dann öfter Verbote zur Folge hatte.

Um's Kindähöbn und Gvatersleut
wärs eh ä säligs Ding . . .
Habnt si' nöt beim Weisät iewel —
Mannä, is's dälogn? —
untä 'lauter Anrichtschüsseln
alli Tisch recht bogn?

Frühestens nach acht Tagen geht die Mutter mit ihrem Kinde zur Kirche, wird vor der Thüre mit einer geweihten, brennenden Kerze in der Hand vom Priester empfangen, der über sie betet und sie in die Kirche zum Altare führt, worauf er wiederholt über sie Gebete spricht. Während der Messe geht sie, im Arme das Kind, in der Hand die brennende Lichtmeßkerze an den Altar zum Opfer. Von nun an kann ihr nichts mehr schaden und sie darf ohne Furcht ein- und ausgehen, während ihr früher jede Luft geschadet hätte. Kehrt sie nun heim, so sucht ihr die Magd die Thüre zu verschließen oder beim Eintreten in die Stube den Bettvorhang vorzuziehen, dann muß sich die Wöchnerin mit einem Trinkgeld lösen. Diese Sitte möchte schließen lassen, daß die Wöchnerin schon in den heidnischen Zeiten bei den Germanen in einen gewissen Stand der Unreinigkeit versiel, gegenüber der gesamten äußern Natur, wie insbesondere den Hausgenossen, daß sie während des Kindbettes von letzteren abgesondert im „Winkel“ lag und den Wiedereintritt in die Familie durch ein Opfer gleichsam erkaufen mußte.

Eine besondere Furcht haben die Eltern vor dem Beschreien des neugeborenen Kindes, wodurch es mehr und mehr abnimmt und zuletzt ganz abzehrt. Diesen schlimmen Einflüssen ist das Kind die ersten sechs Wochen ausgesetzt. Wenn ein Kind nicht recht gedeiht, also beschrieen ist, so thut man es beim Brotbacken dreimal in den Backofen hinein und wieder heraus, so stirbt es bald oder es gedeiht wieder. Es ist dies eine uralte heidnische Sitte, *filium in fornacem ponere*. Das Feuer hat reinigende Kraft.

Gleiche Furcht herrscht, wie schon gesagt, vor dem Wechselbalg. In der Gegend des Hahnenkammes, bei Altdorf und Heidenheim ist folgender Gebrauch: Damit die Drud nicht Gewalt habe über

die Kindbetterin, wird letzterer unter das Kopfkissen ein Gebetbuch gesteckt, zu Haupten aber ein Laib Brod hingelegt und in die Wiege des Kindes steckt man oben zwei Messer kreuzweis, damit die Dru, wenn sie kommen sollte, sich daran spieße. Nach allgemeiner Ansicht ist der Wechselbalg das Kind einer Hexenmutter. *)

Von dem Tage, an welchem die Mutter zum erstenmal den Gang in die Kirche gethan, erachtet sie sich von einer besonderen Sorgfalt für den Sprößling entbunden. Sie läßt ihn „nach unserm Herrgotts Wunsch“ aufwachsen, hält an dem pädagogischen Grundsatz fest: „Die beste Zucht ist, die si der Mensch selber git!“

Was der Kindheit und Jugend Reiz und Freude gibt, das sind

b) die Kinderfeste und Kinderspiele. **)

Wir unterscheiden Kinderfeste und ihre Spiele von den alltäglichen Spielen. Zu letzteren gehören Blindfuh, Fangespiel, Pfänderspiel, Handabhauen, Ballwerfen, das Königstöchterlein, Schau dich nicht um, der Fuchs geht um, Stirbt der Fuchs, was gilt der Balg, Schneider leih mir deine Scher, u. s. f. Es kann nicht unsere Absicht sein, jedes Spiel zu beschreiben, allein unerwähnt darf die Volkskunde sie nicht lassen. Sicher wird niemand den Botaniker schelten, so er aufs genaueste jedes Pflänzlein prüft und beobachtet, wie wenige finden es aber der Mühe wert, den Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit von Kindesbeinen an ein beobachtendes Auge zuzuwenden. Und doch ist gerade diese Beobachtung höchst lehrreich sowohl für den Ethnographen als auch für den Pädagogen. Manches Spiel führt uns in die heidnische Vorzeit zurück, was oft schon die alliterierenden Reime bewiesen, andere werden bei allen germanischen Völkern gespielt und sind somit Beweise der Volkszugehörigkeit.

Zu Nürnberg z. B. betteln die Buben Holzscheiter zusammen, fahren sie an den Bleicherweiher beim Spittelthor, zünden sie an,

*) S. Abteilung I S. 101.

**) Bavaria III. und IV. Band. — Simrock, das deutsche Kinderbuch. — Birlinger Anton, Kinderbüchlein. — Maier Ernst, deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben. — Rochholz, die alemannischen Kinderspiele. — Stöber August, Elßäsisches Volksbüchlein. — Baslerische Kinder- und Volksreime. — Kinder- und Ammenreime in plattdeutscher Mundart, Bremen. — Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie. — Schöppner, Sagenbuch der b. Lande. — Schmeller, b. Wörterbuch.

und wenn das Holz brennt, springen sie darüber. Man erhält dadurch Gesundheit aufs ganze Jahr. Sie laden auch Vorübergehende zum Sprunge ein, die einige Pfennige für die Erlaubnis geben.*)"

Das sogenannte Bockschlagen finden wir im Baireuthischen. Eines der Kinder sitzt, während das andere vor ihm kniet und das Antlitz in seinem Schoß birgt. Das erstere streckt nun abwechselnd etliche Finger in die Höhe und fragt:

Rüba, Raba, Rosenstock,
Wie viel Hörner reckt der Bock?

Das kniende sucht die Anzahl zu erraten, gelingt es ihm nicht, so erhält es zur Antwort, in welche alle Mitspielenden einstimmen:

Hätt'st du lieber (eins, zwei u.) geraten,
Hätt' ich dich von dannen gelassen, u. s. w.

Daselbe Spiel nur mit andern Reimen finden wir in Basel**) und im Elsaß.***)

Schmeller erzählt (I Sp. 650): „truden, so hab ich bei Gichstätt das Spiel nennen hören, bei dem sich die Streiter zweier, in einiger Entfernung von einander stehenden Parteien gegenseitig zu Gefangenen zu machen suchen, in dem die Regel gilt, daß sich jeder, welcher in dem zwischen beiden Parteien befindlichen Raum von einem Gegner berührt wird, der den Standpunkt seiner Partei später, als er jenen der seinigen, verlassen hat, sich diesem ergeben muß, und wo es also darauf ankommt, daß jeder in Gefahr schwebende von einem später Auslaufenden von der befreundeten Partei gleichsam entsezt werde.“ Dieses Spiel ist allerwärts bekannt; heißt auch das Paarlaufen.

Die alltäglichen Spiele bestehen häufig auch in Nachahmung der Beschäftigungen der Erwachsenen, so wird heute Schullehrerles, Jägerles, morgen Räuberles, Soldaterles u. gespielt.

Außer diesen Alltagsspielen müssen wir der Festspiele noch besonders gedenken. Tage, denen die Herzen der Jugend mit Sehnsucht und Freudigkeit entgegenschlagen, sind die Festtage und ihre Spiele.

*) Grimm Mythologie I, S. 584.

**) Baslerische Kinder- und Volksreime S. 23.

***) Elßäffisches Volksbüchlein S. 29.

Folgen wir ihnen. Allerdings müssen wir da manches erwähnen, was war und nicht mehr ist.

Dreikönigsfeier.

Schöppner Nr. 719.

An diesem Tage bereitete vor Alters jede Hausmutter in Franken den Teig zu einem Honigkuchen, dem sie einen Schilling beimischte. War der Kuchen gebacken, so theilte sie ihn in so viele Theile, als Mitglieder der Familie waren, worunter aber auch fünf Arme für diesen Tag aufgenommen wurden, welche den Herrn Jesus, die Jungfrau Maria und die drei Könige vorstellten. Wessen Theil am Honigkuchen den eingemischten Schilling enthielt, der war König des festlichen Tages. Man hob ihn dreimal unter lautem Jubelgeschrei in die Höhe nach alter deutscher Sitte, setzte ihn auf einen für ihn zubereiteten Stuhl und alle Hausgenossen huldigten ihm als König. Er ordnete für den ganzen Tag die Feierlichkeiten und Ergötzlichkeiten. Sein erstes Geschäft aber war, mit Kreide die Thürpfosten im Hause mit drei Kreuzen zu bezeichnen. Man setzte viel Zutrauen auf die Kraft dieser Kreuze und glaubte sich dadurch gegen viele widrige Zufälle gesichert.

Der Todenzug.

Schöppner Nr. 722.

Am Sonntag Lätare ward vor Alters in vielen Orten Frankens der Todenzug gefeiert. Die Jugend verfertigte ein Phantom von Stroh, das den Tod vorstellen sollte, und trug es auf einer Stange im Dorfe oder der Stadt herum, dann in die benachbarten Ortschaften und verbrannte es zuletzt. Der Zug fing nach dem Gottesdienst an. Man währte, daß, wenn diese Feierlichkeit unterbliebe, ein allgemeines Sterben folgen würde, oder daß jemand aus dem Hause noch in diesem Jahre sterben müsse, an welchem dieses Phantom stehen bliebe. Man eilte also gleich dem Zuge mit Geschenken entgegen. Sie bestanden gemeiniglich in Milch, Erbsen und dürrern Obst. Manche benachbarte Ortschaften aber zogen wie gegen einen

gemeinschaftlichen Feind bewaffnet aus und trieben ihn von ihren Grenzen.*)

Tod austreiben.

Curiositäten II, S. 473.

„Am Sonntage Lätare oder Mitfasten, schreibt M. Enoch Wiedemann in seiner Chronik der Stadt Hof, trugen die Kinder den Tod aus und sangen dazu. Dies kam daher, weil die Sachsen in den Fasten vom heidnischen zum christlichen Glauben bekehrt worden waren, und die Gözenbilder als ein Gräuel aus der Stadt trugen, verbrannten oder ins Wasser warfen.“

„Mit Frühlings-Anfang feierten die alten Sachsen, Sorben, Wenden und andere heidnische Völker in Deutschland, ehemals ihr Neues Jahr ganz sinnig und verbanden mit der Feier desselben die zum Andenken der Verstorbenen des Todestages. Mit Fackeln und Gesang zogen sie auf den Platz, wo sie ihre Toten zu verbrennen pflegten, und opferten dort. Die christliche Kirche konnte nicht gleich und auf einmal den Neubefehrten alles nehmen, da dieselben noch sehr an ihren alten Gebräuchen hingen und schob gern eine neue Deutung der alten Gewohnheit unter. Daher wurde die Feier des Frühlingsfestes auf den Sonntag Lätare verlegt.“

„Die feierlichen Umzüge gingen nach und nach an die Kinder über. Diese puzten sich an, trugen Kränze, Büsche und einen Strohmann durch die Straßen. Diesen warfen sie über die Grenze, oder ins Wasser. Das nannten sie den Tod austreiben, (den Winter fortjagen). Im Fortziehen sangen sie:

Tra, ri, ra,
Der Sommer ist nun da!
Wir wollen in den Garten
Des Sommers dort zu warten.
Der Winter liegt gefangen,
Wir schlugen ihn mit Stangen.

*) An diesem Sonntag, wo ehehin die Gözen hinausgetragen wurden, gehen die sogenannten Todens-Mägdelein herum, die eine Docke auf dem Arme tragen und ein sehr altes Lied auffallend monotonisch absingen. Es fängt an: Heut ist mitten Fasten, wol ist das! wir tragen den Tod ins Wasser, wol ist das! Schmeller I, Sp. 632.

Der Sommer ist geboren,
 Der Winter hat verloren.
 Tra, ri, ra,
 Nun ist der Sommer da!

War dem Strohmanne sein Recht geschehen, zogen sie zurück
 in die Stadt und sangen:

Nun haben den Tod wir ausgetrieben,
 Und bringen den lieben Sommer wieder,
 Den Sommer und auch den Maien,
 Der Blümlein mancherleien.
 Wir kommen und bringen mit herein,
 Den Sommer und den Sonnenschein.

Die junge Birke, schön angeputzt und geschmückt, mit Kränzen
 und Bändern, welche sie bei sich führten, ward darauf vor die
 Hausthür einer Braut oder Neuvermählten gepflanzt, (die diese
 Artigkeit mit Geschenken von Kuchen, Obst, Wein &c. erwiderte,) und umtanzt. Dabei ward gesungen:

Der Blumen sind mancherleie;
 Wir bringen der Braut (Frau) eine Maie.
 Die Sonne blickt so freundlich h'rein,
 Die Braut (Frau) soll froh und glücklich sein.
 Der Tod ist ausgetrieben,
 Der Sommer ist geblieben.
 Nun laßt uns alle fröhlich sein!

Dazu bemerkt Vulpinus in seinen Curiositäten II. Band, Weimar 1812: „Ach, alle diese Stimmen lieblicher Einfalt, einfacher Freude und froher Herzlichkeit sind verklungen, und wir werden sie nie wieder hören! O! wie sind wir so klug geworden, um nicht mehr einfach und herzlich sein zu wollen! Und welchen Ersatz haben wir erhalten?“

Der Maiengang.

Schöppner Nr. 715.

Vor achtzig Jahre ward noch in Würzburg, wie in ganz Franken der erste Mai als ein Volksfest gefeiert, von dem jetzt freilich unsere Jugend nichts mehr weiß. Die Mädchen sammelten sich in kleine Chöre und zogen von Haus zu Haus die Stadt durch. Eines trug eine Birke, die man den Maienbaum zu nennen pflegte, mit bunten Bändern geziert. Um diesen Baum schlossen sie Hand

zusammengesetzten Wagen von Haus zu Haus. Um großen Lärm zu machen, behängen sie die den Wagen ziehenden Bursche mit Schellen, Rollen, Klingeln u. dgl. Die übrigen Bursche laufen mit. Vor den Häusern rufen sie:

me' woln unse'n lieben Pfingslüm'l rumfahr'n,
ihr werd' uns wol net glei' də'schlagng.
langt uns nə' brav Kuchle raus,
na' fahre me' fort von eurem haus.

Das G'hannesfeuer.

Bavaria IV, S. 242.

Zu sonderlicher Lustbarkeit regt da und dort der Johannisabend und der Sprung über das G'hannesfeuer an. Namentlich gilt die Sitte im Mainrunde. Die Stadtprozeltener Jungen wählen dazu regelmäßig eine Stelle am Abhang der Mainleite, das sogenannte Kircheneck, wo die segenspendende Hannsflamme entzündet wird. Vorerst sammeln sie das benötigte Holz von Haus zu Haus ein und lassen dabei das Sprüchlein vernehmen:

G'hannesfeuer!
Der Haber ist teuer!
Wer fei Holz zum Feuer git,
Erreicht das ewige Leben nit.

Johannisfeuer in Ansbach.

Panzer I, S. 219.

Eine Woche lang vor dem Gedächtnistage Johannis des Täufers zogen verschiedene Knabenrotten die Straßen und Häuser mit einem gepukten Baum durch, schrien einige schlecht gereimte Strophen her und sammelten Holz zu Johannisfeuern, über welche alsdann große und kleine Personen sprangen. Die Knaben sprachen:

„da kommen drei herren gegangen
mit spiesen und mit stangen;
Florian; zünd dem mädel den rocken a'n,
dass sie nimmer spinnen ka'n.
ist ein guter herr im haus
langt ein scheitlein holz raus.
ei du lieber Sixt!
gib uns fein ein dick's;

ei du lieber Hans!
 gib uns fein ein langs;
 ei du lieber Thuma!
 lass ein scheitlein kumma.
 wir hören drei schlüsselein klingen
 und uns ein scheitlein bringen.
 thür und thor ist aufgegangen,
 ein scheitlein holz raus,
 oder wir schlagen ein loch in's haus.“

Hatten die Knaben eine Gabe erhalten, so war ihre Dank-
 sagung diese:

„wir danken für die gaben,
 die wir empfangen haben,
 wenn wir übers jahr wieder rum singen,
 wollen wir der frau einen pelz mitbringen.“

Der Pelzmertel.

Bavaria III, S. 957.

Am Martinivorabend kommt am Landrücken, im Nischgrunde
 und in der Umgegend der Pelzmertel, der den Kindern neben guten
 Ermahnungen auch Äpfel, Nüsse und die unvermeidlichen Pfeffer-
 kuchen mitbringt.

Gut-Heil-Tag.

Bavaria III, S. 959.

In den Dörfern am Hesselberg, Spielberg und Hahnenkamm,
 dann um Weissenburg und Ellingen gilt nemlich einer der drei
 Donnerstage nach Advent als Anklopfers- oder Gut-Heil-Tag, an
 welchem sich die ganze Jugend damit ergötzt, daß sie von Haus
 zu Haus läuft, mit Hämmern und Klöpfeln an Läden und Thüren
 schlägt und dabei „Gut Heil“ oder „Gut Hil“ ruft, wonach sie
 mit einem Brotwecken, zumeist einem geflochtenen sogen. „Schärt-
 ling“ abgefunden wird. Der vollständige Ruf lautet unter anderem
 in Tromelhheim:

Gut Hil!
 Glück ins Haus,
 Schärtling raus!

Es fällt auf, wie die Rufe: „Hoala“ „Hil“ „Heila“ „Hal“
 wol mit „Hel“ zusammen klingen. In dem Gebrauch läßt sich

ein Rest des alten Hel-Dienstes erkennen. Der feuchenbringenden Todesgöttin wird noch ein Sühnopfer gebracht und ihr Zorn durch das euphemistische Beiwort „gut“ abzuwenden gesucht. Die Mispel führt auch den Namen „Gut Heil“.

Die Knöpfliacht. *)

Bavaria III, S. 960.

So heißt die Nacht des Donnerstag vor Weihnachten. Am Abend nach dem Gebetläuten versammeln sich die Buben und Mädchen des Dorfes, wandern truppweise von Haus zu Haus, singen an der Schwelle ihr Knöpflied und erhalten hinwieder eine kleine Gabe in Geld, Obst, Brot und Rucheln. Das Knöpflied lautet:

Klopfã, klopfã Hämmerlã!
 's Brod ligt in'n Kämmerlã,
 's Messer ligt dernébm:
 solltmør eppäs gebm
 Gutthál, Gutthál, und meĩn Gselln á' õn Thal.

oder: Apfel raus, Birn raus!
 Gerner in en andersch Haus.

oder: Klop fã, klop fã!
 Di Bäurin hát õ'n schön Mã,
 di Bäurin is õ schöné Frá,
 was si hát, dës gibts mør á. (Schmeller I, Sp. 1338.)

Weihnachtsabend.

Dieser ist namentlich im protestantischen Mittelfranken ein bedeutungsvolles Kinderfest. Am fränkischen Landrücken ist es da und dort Sitte, daß ein Mitglied der Familie die Rolle des Christkindleins persönlich übernimmt, und nicht nur im eigenen, sondern auch im Hause der Befreundeten kleine Geschenke an die Jugend verteilt.

*) Joannes Boëmus, de omnium gentium ritibus (1520) sagt von den Franken: In trium quintarum feriarum noctibus, quae proxime domini nostri natalem praecedunt, utriusque sexus pueri domesticatim eunt januas pulsitantes cantantesque futurum salvatoris exortum annunciant et salubrem annum, unde ab his qui in aedibus sunt pyra poma nuces et nummos etiam percipiunt.

Der Pfefferleinstag.

Schmeller I, Sp. 422.

Am unschuldigen Kindleinstag pflegen die kleinen und wohl auch großen Jungen bei den kleinen und großen Mädchen herumzugehen und sie mit einem Rütchen von Wacholder auf die Finger oder um die Beine zu schlagen, dabei sagen sie:

Schmeckt's Pfefferle gut?
Ist's g'salzen, ist's g'schmalzen,
Schmeckt's nochmal so gut.

Sie erhalten dafür ein Geschenk, das vielleicht ursprünglich ein Pfefferzelten sein mußte.

~~~~~

O Tage der Wonne, wie fliehet ihr sobald! Nicht lange dauert die goldene Kinderzeit mit Spiel und Scherz; gar bald tritt des Lebens Ernst an die Jugend heran und da heißt es dann: Arbeit und Spiel, später mehr Arbeit und wenig Spiel, wehe aber wenn es heißt: nur Arbeit und kein Spiel! Das ist ein Verderb der Jugend und eine Sünde an der Menschheit.

Sind die Kinder konfirmiert, so gewöhnen sie sich mehr und mehr an die Freuden und Unterhaltungen der Erwachsenen und reifen so allmählich der Zeit entgegen, wo sich das Herz zum Herzen findet, der Zeit der Brautwerbung und Hochzeit.

**c) Brautwerbung, Trauung und Hochzeit\*).**

Doch nicht die Liebe allein, sondern auch das Vermögen, dessen der Freier benötigt ist, um das Anwesen übernehmen zu können, ist maßgebend bei der Verheiratung. Wird einem Mädchen das erste mal der Antrag zum Heiraten gemacht, so darf sie nichts davon unter einem Dache sagen; thut sie es, so hat sie es beschrieen und ihre Hoffnung wird zu Wasser. Haben sich die beiden Leute verstanden und glauben sie, daß kein Hindernis bei den Eltern sein werde, so

---

\*) Bavaria III und IV.

Schönwerth, Aus der Oberpfalz.

Schlicht J., Bayerisch Land und Bayerisch Volk.

v. Leoprechting, Aus dem Lechrain.

Weinhold R., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 1851.











tuches ist ein Amulet eingenäht von heiligen Kräutern, Körnern, fünf Kreuzchen, damit die Hexe ins Bett nichts zaubern könne. Vornhin steht das Spinnrad mit flatternden Bändern. Die Kästen und Truhen sind schön bemalt, meistens blau mit roten Blumen. Der Bräutelwagen geht gewöhnlich an einem Freitag.

Pferde, Wagen und Fuhrmann, alles ist mit Kränzen und roten fliegenden Bändern geschmückt. Oben sitzt die Braut vor dem Spinnrad, meistens aber geht sie zu Fuß neben oder hinter dem Wagen. Gewöhnlich wird der Bräutelwagen geschnürt, d. h. er wird mit einer Schnur oder einer Brunnenstange aufgehalten, worauf die Braut mit Röcheln, Strikeln oder Geld sich lösen muß. Hinten nach geht die Dirne mit einer behänderten und mit Blumen gezierten Kuh. Was vom Wagen abgeladen wird, benetzt der Bräutigam mit Weihwasser und zeichnet mit geweihter Kreide drei Kreuze darauf.

Im Hause der Braut ist am Tage vor der Hochzeit das Kranzelbinden. In katholischen Gegenden gehen an diesem Tage früh die Brautleute zum Beichten, nachmittags zum Brautexamen. In der Nacht vor der Hochzeit wird im Hause der Braut ein Fenster eingeschlagen mit der flachen Hand gewöhnlich durch Angehörige. Viele Stücke und Splitter der Fensterscheibe deuten auf Reichtum.

Die Hochzeit ist an einem Dienstag. Die Gäste kommen im Hochzeitshause zusammen, erhalten ein mäßiges Frühstück, in der Oberpfalz heißt das die sogenannte Gaglhenne.\*) Während dessen wird die Braut angekleidet, dabei thut man ihr, um sie vor bösen Leuten zu schützen, Salz in das Täschchen und dazu ein Stück Brot, daß sie nicht verarme. Beim Ankleiden muß sie auch den Schuh mit dem rechten Fuß rückwärts anziehen, damit die Ferse zur Thüre hinausfieht, wenn sie den Zug antritt, zum Zeichen, daß sie nie in bösslicher Weise aus dem Hause gehen werde. Ferner ehe sie zur Kirche geht, muß ihr die Mutter oder der Taufdod die Nägel an Händen und Füßen abschneiden und gleich verbrennen, damit sie als Weib keine schwere Krankheit friege. Dem Bräutigam steckt die Mutter unvermerkt ein Büschelchen aus allen Gewächsen, die



der Landmann zieht, in die rechte Rocktasche, damit es bei der Trauung mitgesegnet werde und der Segen der Feldfrüchte so lange verbleibe als er lebt.

Nun gehts in die Kirche, voran die Musik, dann kommt der Hochzeitlader und ein Bursche mit dem behänderten und bekränzten Hochzeitskrug, nach diesen Bräutigam und Pfarrer, dann die Ehrenväter mit den männlichen Gästen, von denen jeder ein Simoniensträußchen d. h. Rosmarinzweig in einer Simonie steckend hat, die ledigen Bursche haben gewöhnlich ein buntes Tuch, ein Geschenk der Braut, an den Hut angeheftet. Hierauf folgt die Braut, geleitet von den Brautmaden (Kranzjungfern) und dem Brautführer mit entblößtem Degen und einem zwei Ellen langen Seidenbande am Hute, das ihm die Braut aufsteckt. Die weiblichen Gäste bilden den Schluß. Im Frankenwald hält der Brautführer die Jungfer Hochzeiterin während des Kirchgangs unablässig bei einem Gewandzipfel, damit sie nicht gestohlen werde. Gelingt dieses den Dorfburschen trotzdem, so hat er sie mit Bier, Geld und Wein zu lösen. Das Aufhalten des Zuges findet da und dort statt, durch Pfennigauswerfen muß man sich lösen. Während des Zuges darf weder Braut noch Bräutigam umsehen, wer es thut, muß zuerst sterben.

An der Kirche angekommen, machen die Musikanten Spalier und lassen den Zug durch. Jetzt zieht der Hochzeitlader den blanken Degen, begleitet die Braut in den Stuhl und schlägt sie dort mit dem Degen auf den Rücken, das gleiche thut er, wenn sie den Stuhl verläßt und an den Altar tritt und ebenso, wenn sie dort steht — zur Erinnerung des Gehorsams und der Fügung unter den Willen des Hausherrn.

Hat jemand gegen die Ehe eine Einsprache, so wirft der Mann seinen Hut, das Weib einen Pantoffel an den Altar vor, worauf der Priester einhält.

Während der Trauung soll der Bräutigam rechts stehen, damit ihm die Herrschaft zufalle, die Braut aber immer weinen nach dem Sprichwort:

Lachende Braut, weinendes Weib,  
Weinende Braut, freudiges Weib.

Ist die Einsegnung vollbracht, so holt der Brautführer die Braut vom Altare ab, führt sie in ihren Stuhl zurück und erteilt



ihr einen Schlag auf den Rücken mit den Worten: Hauset fein gut! Während des Amtes bei katholischen Trauungen legt eine Kranzelsjungfer Backwerk und ein seidenes Halstuch beim Opfergang auf die Epistelseite des Altars für den Geistlichen hin.

Den Ehering darf die Braut nicht mehr herunterthun, sonst gibt es Streit in der Ehe. Dieser Ring hat von jezt an eine eigene Kraft gegen allen Zauber, gegen Hexen und Bilmessschneider.

Von der Kirche geht entweder der Zug ins Hochzeitshaus oder ins Wirtshaus.

Nun erfolgt an manchen Orten ein eigener Brauch, das Backofenschüssel-Laufen. Es muß das ein uralter heidnischer Gebrauch sein und mit der nordischen Benennung „Brautlauf“ für Hochzeit in Verbindung stehen. Unmittelbar nach dem Hochzeit- amte vor der Kirchenthür ziehen alle Gäste, welche laufen können, Schuhe und Strümpfe aus, ja auch den Rock. Der Brautführer geht einige hundert Schritt von ihnen weg, wirft seinen Hut in die Höhe, fängt und hängt ihn an seinen Stock. Sobald der Hut in die Höhe fliegt, fangen alle zu laufen an und auf den Brautführer zu. Wer den Hut zuerst erhält, bekommt vom Hochzeiter den Preis.

Der Wirt wartet vor der Thüre mit einer Flasche Wein und bietet dem Bräutigam den Ehrentrunf, alsdann geht das Glas durch die Reihen der Männer, an die Braut und an die weiblichen Gäste. Wer zuletzt trinkt, wirft das Glas weg, damit die Ehe glücklich werde.

Jetzt beginnt der „Bräutltanz“. Die ersten drei Touren gebühren dem Brautführer und der Braut. Ist der Bursche gewandt, so singt er vor jeder Tour ein Trukliedl.

Nun folgt das Mahl. Am Brauttisch sitzt Braut und Brautführer, die G'spiel (Kranzelsjungfer oder Brautmaden) mit dem G'spielführer und noch zwei ledige Paare. Zu Haupten der Braut steckt der Brautführer seinen Degen in die Decke. Der Bräutigam muß sich seinen Platz in irgend welchem Winkel gefallen lassen.

Das vollständige „Menus“ bei einer Bauernhochzeit am Hahnenkamm beim Mittagsmahle besteht in Suppe mit Weckschnitt und Semmelflöschchen oder „Knöpfle“, Rindfleisch — je ein Pfund für die Person — mit Meerrettig, und unmittelbar hierauf ein



gleiches Quantum Rindfleisch in saurer Sauce, eine „Füll“, aus Eiern, Mehl und Semmel, Blut- und Leberwürste, Schweinebraten zu je einem Pfund, ein Paar Bratwürste und ein Stück Buttertorte für je einen Gast. Jeder Hochzeitgast hat seinen sogenannten Maurer zur Seite, zumeist eine befreundete Weibsperson, welche die Ueberbleibsel sammelt und heimträgt. Die Bezahlung liegt jedem Gaste selbst ob. Nach dem ersten Mahle folgt Tanz von etlichen Stunden, worauf das zweite Mahl beginnt: Reissuppe und Rindfleisch, Rindfleisch mit saurer Sauce, große, gebackene Semmelklöße, Schweinebraten, Sulz und zuletzt der „Speckfuchen“. Ist letzterer verzehrt, so folgt die Abdankung durch den Hochzeitlader und dann die Schenkung. Der Hochzeitlader ruft jeden der Gäste auf sein Geschenk zu reichen. Dabei unterläßt er nicht einen lustigen Reim oder Scherz auf den Genannten loszulassen. Nachdem der Aufgerufene sein Geschenk hingelegt hat, reicht ihm die Braut die Hand und zum Ehrentrunk ein Glas Wein unter einem Tusch der Musikanten. Zuletzt kommt die Köchin mit verbrannter Schürze, reicht den Vorleg- oder sogenannten Pfefferlöffel gleich einem Klingelbeutel umher und bittet die Gäste um das ihr gebührende Brandgeld. Ist auch das vorbei, so kommt noch der Ehrentanz. Zuerst tanzt das Brautpaar den Brauttanz, dann aber die Braut mit jedem Gast nach der Ordnung, in welcher sie der Hochzeitlader vorliest, den Ehrentanz. Während des Tanzes sucht man die Braut auf listige Weise zu entführen, wogegen sie sich nicht wehren darf, wird irgendwo verborgen und muß mit Bier und Wein oder Geld gelöst werden. Entfernen sich die Brautleute, etwa um 11 Uhr, so wird ihnen heimgespielt. Die Musikanten geben ihnen das Geleite und die Burschen singen nach hergebrachter Weise die Strophen:

Ham, ham, ham,  
 Heunt geigt mer der 's lekt' mal ham,  
 E'iz hast du g'heiret, e'iz hast an Mu,  
 E'iz halt ihn, daß er bleib'n tu!  
 Ham, ham, ham.

Ham, ham, ham,  
 Heunt geigt mer der 's lekt' mal ham,  
 E'iz hast du g'heirat, e'iz hast a Weib,  
 E'iz halt sie, daß sie bei dir bleib!  
 Ham, ham, ham.



Bei großen Hochzeiten wird auch der darauffolgende Tag, der „Rockentag“ noch gefeiert. Am Vormittag ziehen Musik voran die Burschen mit ihren Bräutltänzerinnen von Haus zu Haus, tanzen in jedem einen Schleifer, kommen mittags im Wirtshause mit den anderen Hochzeitsgästen zusammen, wo Mahl mit Tanz und abends nochmals ein Mahl den Schluß machen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Abweichungen in den Hochzeitsbräuchen darzulegen; je nach Reichtum der Gegend und der Leute sind die Bräuche mannigfaltiger und farbenreicher oder dürftig und einförmig, immerhin würdig mit aufmerksamer Teilnahme verfolgt und beachtet zu werden; gar manches weist auf hohes Alter zurück, ja manches, was uns jetzt als unvernünftig und abergläubisch erscheint, war früher Gesetz und Glaube. Nur Einiges sei hier noch erwähnt:

1. Nach uraltem Rechte wurde im ganzen Germanentum die Braut gekauft. Der Brautkauf ist die Ablösung der Braut von der angeborenen Mundschaft\*) und die Bedingung des rechtmäßigen Eintritts in das Geschlecht und den Schutz des Bräutigams. Was in ältester Zeit ein Erkaufen der Person war, wurde in der historischen nur der Ausdruck der Erwerbung aller Rechte, welche sich auch in Hinsicht des Vermögens an die Uebernahme der Vormundschaft der Braut knüpfte. Der Brautkauf machte die Ehe erst zur Ehe, d. h. zu einer gesetzmäßigen Verbindung. Der Preis war bei den verschiedenen Volksstämmen ein verschiedener und richtete sich nach Stand und Vermögen.

Der germanische Geist neigte sich schon früher dahin, den Brautkauf als einen Scheinkauf festzuhalten, der an und für sich unbedeutend eine Rechtsformalität wird. Dies ist der Fall bei den Salfranken, wo zur Zeit Clodwigs der Brautkauf nur einen Solidus und einen Denar betrug. Die Folge war, daß der Brautkauf allmählich verschwand. Nur in der Redensart „ein Weib kaufen“ lebte er fort. Einzelne Erinnerungen an die Rechtsitte des Mahlschakes haben sich noch in Hochzeitsgebräuchen des Landvolkes erhalten.

---

\*) Schmeller I, 1623.



Der Brautkauf bedurfte in früherer Zeit keiner anderen Entgegung als der Übergabe der Braut. Sobald aber die ursprüngliche Bedeutung sich verlor und er mehr ein Geschenk an die Familie der Braut oder an diese selbst ward, so mußte sich eine Gegenleistung einfinden, die auch sehr früh in der Mitgift eintrat.

2. Die gewöhnliche Zeit zum Heiraten war der Herbst und Winteranfang. Bei der Bestimmung des Heiratstages ward auch auf die Mondzeit geachtet. Alter Aberglaube weißagte den Ehen, die im zunehmenden Mondlicht geschlossen wurden, besondern Segen.

3. An manchen Orten wird die Braut von den Brautknechten aus dem Elternhaus abgeholt, dem ältesten derselben übergeben, und ihr des Bräutigams Hut aufgesetzt zum Zeichen, daß sie in die Mundtschaft desselben tritt.

Kommt sie mit ihren Geleitfrauen, den Reitern und Spiel-leuten vor das Haus des Bräutigams, so erscheint dieser barhäuptig und fragt dreimal: kann ich wohl mit Ehren meine Braut einführen? Dreimal wird geantwortet: führe sie in Gottes Namen ein.

4. Althergebrachter Hauptschmuck der jungfräulichen Braut war das lange, lose Haar, es galt als Zeichen bewahrter Reinheit. Der Brautkranz fehlte dabei gänzlich. Germanisch ist er nicht und ist erst durch Vermittlung der Kirche üblich geworden; im 13. Jahrhundert ist er bereits im Gebrauch.

5. Eine gewöhnliche Zuthat zu der bräutlichen Kleidung waren in ältester Zeit die Schlüssel als Zeichen der übernommenen Verwaltung des Hauses.

6. Die Braut war das ganze Fest über in der Obhut der Brautfrau oder der Ehrenmutter, wie sie in Baiern heißt. Brautführer und Brautfrau, Brautgesellen und Brautjungfern haben in dem altherkömmlichen Geleite und der Genossenschaft des Bräutigams und der Braut ihre volkstümliche Vorfahrenschaft.

7. Dem heidnischen Germanen war die Ehe ein großes und heiliges Unternehmen, über das die Gottheit zu befragen, für das ihr zu opfern, das durch sie zu weihen sei. Daher bestunden neben den rechtlichen Verhandlungen gottesdienstliche Gebräuche.

Wie vor jedem wichtigen Beginnen scheint es auch vor dem Heiraten in unserm Heidentum Sitte gewesen zu sein, die Stimme



der Götter durch das Los zu erforschen. Noch am Ende des 13. Jahrhunderts war Loswerfen bei Hochzeiten so üblich, daß es die Kirche bei Exkommunikation verbot. Doch haben sich bis heute eine Menge Schicksalsbefragungen über künftige Ehe im Volke erhalten, so auf Johannisabend, Andreastag, Weihnachten, Silvester und andern seit uralter Zeit geheiligten Tagen.

Unter den germanischen Gottheiten als Vorsteher der Ehe sind zu nennen: Loki, der Gott des Feuers, Donar, der freundliche Gott des Wetters und der Erde, Fro, (Freyr) der Gebieter über Luft und Wasser und jeglichen Reichtum. Bei den deutschen Hochzeiten überwog der Donarsdienst. Donars Hammer ward auf den Schoß der Braut gelegt und das Verlöbniß damit geweiht. Bei den Deutschen des Böhmerwaldes muß die Braut, wenn es während des Brautuges donnert, rasch einen schweren Gegenstand zu heben suchen, so erhält sie dadurch Gesundheit und Stärke.

Nicht weniger als Donar muß Loki für die Hochzeit gewesen sein, denn er ist überhaupt die Darstellung der zeugenden Kraft, dazu Herdgott und Schützer des Hauses und darum in doppelter Beziehung bei der Gründung eines Hausstandes anzurufen und zu verehren. Noch heute ist es in norddeutschen Gegenden Sitte, die junge Frau dreimal um den Herd zu führen, auf dem ein frisches Feuer brennt; anderwärts trägt sie einen roten Faden um den Hals.

Die Heiligkeit der Ehe lehrt auch die christliche Kirche und konnte die Eingehung ohne kirchliche Teilnahme nicht geschehen. Der Verfall des kirchlichen Lebens brachte von je auch den Verfall des sittlichen und dadurch den des Ehelebens.

8. Der Tag nach der Hochzeit ändert die Haartracht, die Braut schürzte das jungfräuliche lose Haar zusammen und legte die Frauenbinde um die Stirne, es war das „wipliche gebende“. Seit dem 16. Jahrhundert geschieht das Hauben der Braut gewöhnlich unmittelbar nach dem Hochzeiteffen durch die Brautfrau.

9. Am Morgen dieses andern Tages hat der Bräutigam an die Braut die Morgengabe\*) zu leisten.

---

\*) Schmeller I, 1648.



















Kirchenfesten, nur wenige sind losgelöst von der Kirche. Außer dem Gemeinüblichen finden wir in mehreren Gegenden Frankens noch ganz selbständige lokale Gebräuche, besonders in kleinen Städten und in Märkten. Gewerbe und Innung bilden da und dort die Träger uralten Brauchs.

Wenn wir im Nachfolgenden mancher Bräuche gedenken, die waren und jetzt nicht mehr sind, so braucht das wohl keiner Entschuldigung, wir bringen sie, weil sie zur Charakteristik des Volkes und zu seiner Sittengeschichte gehören, und weil wir uns der Hoffnung hingeben, es möchte die Erinnerung an manches Schöne Ähnliches wieder aufkommen lassen. Welche Fülle festlicher Bräuche, öffentlicher Spiele und Aufzüge hat Nürnberg im 16. und 17. Jahrhundert gehabt! Das waren Beweise eines selbstbewußten stolzen Bürgertums. Wir erinnern bloß an das Gesellenstechen, an den Schwertertanz der Messerschmiede, an das Urbanreiten,\*) an den sogenannten Bämertanz und das Schönbartlaufen der Metzgergesellen. Und was ist's jetzt? Nun, hat nicht Nürnberg eine Sedanfeier eingeführt, die die Bürgerschaft in prunkvoller und eigenartiger Weise vortrefflich gezeigt hat. Fällt am Baume des Volkslebens ein und der andere Ast ab, sproßen nur andere gute nach, so ist das immerhin Beweis gesunder Volkskraft.

### Die Maientänze.

Bavaria III S. 347.

Zapf schreibt davon: „Um freistehende Linden, Eichen, Flatterespen wird im Quadrate die „Bruck“, ein breites Brettergerüste, mit Einfassung, bekränzter Eingangspforte und dem bekannten

---

\*) St. Urban wurde in früheren Zeiten vielfach, namentlich auch in Franken, als Schutzpatron der Winzer verehrt. In Nürnberg wurde sein Fest, das Urbanreiten, noch im 17. Jahrh. als Volksfest gefeiert. „In die S. Urbani vinitores (Franconiae) in foro aut alio loco publico mensam locant mappis fronde et plurimis redolentibus herbis instruunt, desuper statunculam beati pontificis statuantes, quam, si dies serena est, largo vino coronant et omni honore proseguuntur: si vero pluviales, id non solum non faciunt; sed luto projiciunt et aqua inmodica perfundunt: persuasum enim habent illius diei tempestate auspicioque vinum tunc florens et augmentari et diminui.“ Joa. Boemus, de omn. gentium ritibus, 1520.







## Der Blõ.

Panzer II S. 242.

Die größte Summe helllauter Freude bringt die Kirchweih. Nach Beendigung des Nachmittags-gottesdienstes wird auf dem freien Platz in des Dorfes Mitte um die Linde der Blõ (Blon) aufgeführt. Fehlt die Linde, so bringen die Bursche aus dem Walde einen Maienbaum und pflanzen ihn am vorherigen Samstag auf obigem Platze auf. An diesem Abend versammeln sich die Bursche, welche den Blõ aufführen wollen, im Wirtshause, und bestimmen die beiden Blõknechte durch das Los. Den Blõknechten obliegt: das Fest zu leiten, die Aufsicht über Tanz und Musik zu führen und für Speise und Trank der Teilnehmer am Blõ zu sorgen, so lange die Kirchweih dauert. Die Blõknechte wählen zwei Mädchen, die Blõjungfern genannt. Letztere müssen aus eigenem Gelde die Preise ankaufen, welche ausgetanzt werden, bestehend aus einem schwarzen, mit Blumen und Bändern gezierten Filzhut, und aus einem oder zwei gleicherweise geschmückten, schwarzseidenen Halstüchern, oder aus großen mit farbigen Bändern umwundenen Breken und Puzsachen. In früheren Zeiten sollen auch junge Schafe ausgetanzt worden sein. Auch Muskatnüsse liefern die Blõjungfern, das Bier zu würzen. Sie zieren die Hüte der Blõknechte, welchen ein Säbel oder Degen zur Seite hängt, mit Blumen, und ihre Stirne selbst schmückt ein Blumenkranz.

Wie nun der Nachmittags-Gottesdienst vorüber ist, so ertönt Freuderuf aus hundert Kehlen: „zum Blõ, zum Blõ, zum Blõ!“ und es bewegt sich nach dem Wirtshaus ein Zug der Tänzer und Tänzerinnen, die Blõknechte mit ihren Blõjungfern an der Spitze, gefolgt von alt und jung. Hier werden die gepukten Preise zur Schau ausgestellt, dann so viele Loszettel geschrieben, als Tänzer am Blõ teilnehmen, in einen Hut gelegt und gezogen, um die Stelle zu bestimmen, welche jeder Tänzer im Reigen um die Linde einzunehmen hat. Ist dieses geschehen, so geht der Zug in der vorigen Ordnung mit klingendem Spiel durch das Dorf. Auf wessen Gesundheit einer der Blõknechte trinkt, das ist eine Ehre; wenn er aber jemand aus seiner mit Blumen gezierten Kanne einen Verehrtrunk reicht, so ist das eine noch größere Ehre, welche durch



















die Pflanne haut, eröffnet mit Musik und von Kanonen geleitet den Zug. Hierauf folgen die geschmückten Träger von Emblemen der Bauernhantierung und der einschlägigen Gewerkschaft, in ihrer Mitte den bekränzten, von Jungfrauen gezogenen Pflug. Schließlich folgt das Kamel, der Bringer des neuen Samens und der Vogel Strauß. Der Pflugzug ging i. J. 1839 zum letzten Male.

### f) Krankheit, Tod und Begräbnis.

Das Princip, das dermalen wieder mehr in der medizinischen Wissenschaft zur Geltung kommt, haben unsere Bauern von jeher befolgt, im Krankheitsfall der Natur des Patienten zu überlassen, sich selbst wieder zurecht zu finden. Gehts aber nicht mehr anders und verlangt der Bauer den Doktor, nun so muß dieser auch gehörige Portionen Medizin darreichen, nebenbei aber muß noch irgend ein Schäfer oder Schinder helfen. Am liebsten braucht er Sympathiemittel. Bei manchen Krankheitserrscheinungen genügen gewisse gebetsähnliche und mit Gebeten verknüpfte Formeln, z. B. wider das Rotlauf: Sprich dreimal über den Kranken: Ich treib dich von diesem Fleisch, so hilf mir Gott Vater, hilf mir Gott Sohn, hilf mir Gott hl. Geist! Dann bete im süßen Namen Jesu und der allerheiligsten Dreifaltigkeit sechs Vaterunser und sechs Ave Maria, unvermeldet, unter freiem Himmel und mit ausgespreizten Armen — für die armen Seelen in Altötting. — Wider den Wurm hilft, wenn man ihn also anspricht: Der Herr fährt ins Feld und ackert drei Furchen. Die erste ist kohlschwarz, die zweite ist schneeweiß, die dritte ist blutrot. Fünf und siebenzigerlei Würmer gibts, die sollen sein steintot. Bete fünf Vaterunser und fünf Ave Maria zu Ehren des hl. Magnus drei Tage lang.

Den Friesel sprich also an: Der Friesel ging über Land, da begegnete ihm der Herr Jesus und fragte ihn: Friesel, wo willst du hingehen? Da sagte der Friesel: Ich will in die Menschen gehen! — Was willst du in dem Menschen? Ich will sein Fleisch würgen und sein Blut schwächen. — Friesel, das sollst du nicht thun, das verbiete ich dir im Namen Jesu Christi. Du sollst gehen in den grünen Wald und sollst dort würgen und schwächen bis an den jüngsten Tag! Darnach bete drei Vaterunser nebst englischen Gruß, unvermeldet, dem hl. Nikasius zu Ehren.







stunde gestorben, zwischen 12 und 1 Uhr nachts, so ist der Tod kein guter, wenn vor Mitternacht, also gegen die Finsternis, ist es ein Zeichen, daß die Seele leiden muß, wenn gegen den Tag, also gegen das Licht, so hat sie der Schutzengel zu Gott abgeholt.

Endlich gehen die Nachbarnleute nach Hause, nachdem jedes der Leiche noch Weihwasser gegeben hat und die üblichen Trostworte an die Anverwandten gethan hat: Es hat halt so sein wollen, Für den Tod kann man nicht, Sterben müssen wir alle, Für den Tod ist kein Kraut gewachsen &c.

Des Volkes Phantasie personificiert auch den Tod. Der Tod sitzt vor der Thür, klopft an, schaut zum Fenster herein u. dgl.

Ist der Kranke verschieden, so wird die Leiche von fremden Leuten aus dem Bette gehoben, mit den Füßen voran; es wird das Totenweib gerufen; diese wäscht den Toten mit Wasser und Brantwein ab und kleidet ihn an, denn er soll rein gewaschen und gekleidet, schön vor Gott bei Gericht stehen. Das Sterbekleid ist meist schwarz; in der fränkischen Schweiz ist es weit und weiß; die Männer bekommen noch eine weiße Zipfelhaube, die Frauen ein weißes Kopftuch, die Mädchen über das zurückgekämmte Haar einen Totenkranz, alle sind bloßstrümpfig, nur die Wöchnerinnen haben neue Pantoffeln. Den Männern wird der Bart abgenommen, den Weibern das Haar von der Stirne nach germanischer Weise zurückgestrichen. Ueberhaupt wird auf das Haar des Toten große Sorgfalt verwendet.

Jetzt wird die Leiche auf ein wagrechtes Brett oder auch auf eine Bank gelegt. Nun kommen die Nachbarnleute und belegen die Brust mit Heiligenbildern, die kommen mit ins Grab und mahnen an jene Gaben, welche die Heiden ihren Toten in die andere Welt mitgaben. Ein großes Leichentuch wird darüber gedeckt. Dieses wird auch mit in den Sarg gegeben. Die Füße des Gestorbenen sind gegen die Stubenthür gerichtet, denn er hat seines Bleibens nicht mehr im Hause.

Zu Haupten der Leiche steht auf dem Tisch ein Cruzifix und daneben eine brennende Kerze. Dieses Licht darf nicht verlöschen, so lange der Tote im Hause ist, denn niemand würde es wagen, es wieder anzuzünden, auch darf man es nicht putzen, denn die Bußen, die dabei wegfallen, fallen auch der Leiche ab, und wäre die Seele



















## Inhaltsübersicht.

|                                                                    | Seite |
|--------------------------------------------------------------------|-------|
| Das Land als Grundlage des Volkslebens . . . . .                   | 1     |
| Geschichts- und Kunstdenkmäler:                                    |       |
| Vorrömische Zeit . . . . .                                         | 6     |
| Deutsche Literaturanfänge . . . . .                                | 7     |
| Werke altrömischer Zeit . . . . .                                  | 10    |
| Die vorkarolingische Kunst . . . . .                               | 16    |
| Sang und Sage und die Anfänge christlich-deutscher Literatur . . . | 17    |
| Die Kunst der Karolinger Zeit . . . . .                            | 18    |
| Literatur Frankens in der Karolinger Zeit . . . . .                | 19    |
| Die Kunst der romanischen Zeit . . . . .                           | 20    |
| Literatur zur Zeit des Romanismus 960—1260 . . . . .               | 28    |
| Die Kunst der Gothik von ca. 1250—1530 . . . . .                   | 33    |
| Literatur zur Zeit der Gothik von ca. 1260—1530 . . . . .          | 50    |
| Die Zeit der Renaissance und des Rokoko von ca. 1530—1800 . .      | 55    |
| Die Kunst des Rokoko und des Zopfes 1650—1800 . . . . .            | 58    |
| Literatur der Zeit der Renaissance und des Rokoko . . . . .        | 62    |
| Die Kunst der Gegenwart . . . . .                                  | 68    |
| Literatur der Gegenwart . . . . .                                  | 71    |
| Das Dorf . . . . .                                                 | 75    |
| Bauernhaus und Gehöfte . . . . .                                   | 77    |
| Sagen . . . . .                                                    | 82    |
| 1. Wodan im Fichtelgebirge . . . . .                               | 87    |
| 2. Wütendes Heer . . . . .                                         | 88    |
| 3. Spilberg bei Würzburg . . . . .                                 | 88    |
| 4. Vom wütenden Heer . . . . .                                     | 89    |
| 5. Das wütende Heer . . . . .                                      | 89    |
| 6. Die Teufelsmauer, der wilde Jäger und Frau Holla . . . . .      | 90    |
| 7. Die Frau Hulle . . . . .                                        | 90    |
| 8. Frau Bertha oder die weiße Frau . . . . .                       | 94    |
| 9. Langenalthem in Mittelfranken . . . . .                         | 95    |
| 10. Der dreibeinige Haase in der Gottmannshöhle am Hesselberg . .  | 96    |
| 11. Die Schlüsseljungfrau in Möhren bei Treuchtlingen . . . . .    | 96    |
| 12. Östheim in Mittelfranken . . . . .                             | 99    |
| 13. Die Wunderblume am Baier . . . . .                             | 99    |











Wenz, Friedrich

Volkskunde von Baiern für Schule und Haus

Bd.: 2

München 1880

Bavar. 2882 Is-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11566348-6